

Praha – Prag 1900-1945. *Literaturstadt zweier Sprachen, vieler Mittler*. Hrsg. v. Jozo Džambo im Auftrag des Adalbert Stifter Vereins. Passau (Karl Stutz) 2010, 221 Seiten.

Der vorliegende, mit zahlreichen Illustrationen versehene Band umfasst insgesamt siebzehn Beiträge von tschechischer und deutschsprachiger Seite und wurde ganz offensichtlich als Katalog zu einer Ausstellung konzipiert, die gemeinsam vom *Adalbert Stifter Verein* (München) und dem *Památník národního písemnictví* (Praha) veranstaltet wurde; im Vorwort von Peter Becher wird zwar auf weitere frühere Ausstellungen zum Thema hingewiesen, paradoxerweise aber nicht auf den Ort der aktuellen Ausstellung selbst, die wohl in Prag stattgefunden und (entsprechend einer bibliographischen Angabe auf S. 57 des vorliegenden Bandes) neben dem Katalog selbst offenbar noch einen ebenfalls bei Karl Stutz in Passau veröffentlichten, von Peter Becher und Anna Knechtel edierten Sammelband wissenschaftlicher Beiträge einer mit *Praha – Prag 1900-1945. Literaturstadt zweier Sprachen* betitelten Konferenz hervorgebracht hat. Insgesamt handelt es sich also um eine recht unglückliche (da unklare) Präsentation des Bandes, die noch durch weitere Unstimmigkeiten ergänzt wird: So liest man auf S. 10, dass Kristina Kallert und Jan Jiroušek gemeinsam für die Übersetzungen verantwortlich waren, auf S. 4 wird unter der Rubrik „Übersetzungen“ dagegen lediglich Kristina Kallert angeführt; auch der nochmalige, nur minimal veränderte Wiederabdruck des hinteren Klappentextes des Bandes auf S. 11 scheint nicht wirklich plausibel.

Die Serie der Einzelbeiträge wird danach von einer insgesamt leider recht unergiebigem Übersichtsdarstellung zum Bilinguismus in Böhmen eingeleitet, wobei Ingeborg Fiala-Fürst den Terminus Bilinguismus von Pavel Trost übernimmt. Relevant scheint in diesem Beitrag freilich der Versuch, die Zweisprachigkeit in Böhmen und Mähren ihrer rein positivwertigen, ideologisch begründeten Aufladung zu entkleiden und auch auf primär pragmatische Implikationen zurückzuführen, die nicht automatisch jede zweisprachige Aktivität als moralisch lobenswerte Heldentat und umgekehrt das Verharren in der Einsprachigkeit verwerflich erscheinen lassen müssen. Auch die Anregung, Spekulationen über mögliche Tschechischkenntnisse der Prager deutschen Autoren zugunsten einer funktionalen Darstellung von Deutsch oder Tschechisch sprechenden Figuren in den entsprechenden literarischen Texten zurückzustellen, scheint m. E. durchaus überlegenswert. Den teilweise polemisch grundierten Behauptungen von Fiala-Fürst, wonach einzig die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Prager deutschen Autoren die Akkumulation symbolischen Kapitals garantiere, während die deutschsprachige Literatur außerhalb der böhmischen Metropole pauschal als nationalistische „sudetendeutsche Literatur“ ohne jegliches Kultur vermittelnde Potential abqualifiziert werde, wird man

sich hingegen nur mit Vorbehalt anschließen – es sei in diesem Zusammenhang etwa daran erinnert, dass Jürgen Serke in seinem wohl populärwissenschaftlich ausgerichteten, aber nichtsdestoweniger verdienstvollen Band *Böhmische Dörfer* auch den aus dem südmährischen Boskowitz / Boskovice stammenden Hermann Ungar und den aus dem nordböhmischen Teplitz / Teplice gebürtigen Melchior Vischer entsprechend würdigte (Serke 1987: 230-245 bzw. 162-181) und dass diese beiden Autoren daneben in der renommierten *Bibliothek Subr-kamp* Aufnahme fanden (Ungar 1987 bzw. Vischer 1988).

Die daran anschließenden weiteren Beiträge sind einer übergeordneten, durchaus nachvollziehbaren Struktur unterworfen, die dem gesamten Band ein hohes Ausmaß an interner Kohärenz verleiht, was bei Unternehmungen dieser Art durchaus keine Selbstverständlichkeit darstellt. So generieren die drei Beiträge *Prag in Schwarz und Gelb* vom Herausgeber des Bandes Jozo Džambo, *Prag in Weiß-Rot-Blau* von Anna Knechtel sowie *Prag in Schwarz und Braun* von Peter Becher eine diachrone, den Zeitraum von 1900 bis 1945 abdeckende Achse vom Prag der Jahrhundertwende, in dem sich die nationalen Konflikte zwischen der deutschsprachigen und der tschechischen Bevölkerung immer mehr zuspitzten, über die Zwischenkriegszeit mit dem sich neu und intensiv entfaltenden tschechischen Kulturleben bis hin zur NS-Diktatur; besonderes Augenmerk wird in allen drei Beiträgen auf die Aktivitäten und das Schicksal der jüdischen, zumeist in der deutschen Kultur verankerten Vermittlerfiguren gelegt, die über ihre publizistischen Aktivitäten etwa in den großen Prager deutschsprachigen Blättern wie der *Bohemia* oder dem *Prager Tagblatt* und ihre intensive Übersetzertätigkeit versuchten, die tschechische Kultur auch einem breiteren deutschsprachigen Publikum entsprechend zu erschließen. Insbesondere Džambo generiert in seinem Beitrag nicht zuletzt über mehrere aufschlussreiche Zitate aus zeitgenössischen tschechischen wie deutschsprachigen Quellen ein plastisches Bild der Konkurrenz, aber auch der zahlreichen Querverbindungen zwischen den verschiedenen Literaturen in Prag; Becher wiederum zeichnet ein über-raschendes Bild der NS-Kulturpolitik, die die Grenze zwischen Verbotenem und Erlaubtem niemals klar definierte und etwa die Veröffentlichungen von Bänden Vítězslav Nezvals, Jaroslav Seiferts oder František Halas' durchaus zuließ, tatsächlich aber die Auslöschung der tschechischen Kultur vorsah; in diesem Kontext erwähnt Becher sowohl für die deutschsprachige als auch für die tschechische Seite jene Autoren, die wie etwa Franz Werfel oder František Langer ins Exil getrieben wurden oder aber wie Vladislav Vančura oder Camill Hoffmann der NS-Diktatur zum Opfer fielen, wobei sich besonders die jüdischen Autoren politischer Verfolgung ausgesetzt sahen.

An diesem insgesamt sehr gelungenen geschichtlichen Aufriss der bilingual deutsch-tschechisch-jüdischen kulturellen Konstellation in Prag zwischen den Jahren 1900 und 1945, die durch die Herrschaft der Nationalsozialisten,

den Holocaust und die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei nach Ende des Zweiten Weltkriegs ein gewaltsames und irreversibles Ende fand, fügt sich dann eine Reihe von Einzelstudien, die (in abgestufter Prägnanz und Dichte) den zentralen Vermittlerfiguren sowohl von tschechischer als auch von deutschsprachig-jüdischer Seite her gewidmet sind. Dabei sind auch diese Beiträge wiederum weitgehend analog gegliedert: Sie werden jeweils durch eine (unterschiedlich detailliert gehaltene) biographische Skizze zur untersuchten Persönlichkeit eingeleitet und konzentrieren sich im Anschluss daran auf deren jeweilige Vermittlertätigkeit zwischen den in Prag beheimateten Kulturen, wobei auch hier ein besonders instruktiver Beitrag den Anfang macht – Václav Petrboks Studie zu Friedrich Adler als Übersetzer tschechischer Lyrik (allen voran der Werke Jaroslav Vrchlickýs) schöpft intensiv aus teilweise unveröffentlichtem zeitgenössischen Quellenmaterial und bettet Vrchlický in ein dichtes Referenznetz deutschsprachiger Bezüge ein, das sich etwa in einem Widmungsgedicht Rilkes, einer Vertonung Arnold Schönbergs oder im Interesse der sozialdemokratischen Publizistik an Vrchlickýs Werk manifestiert; dieser Befund Petrboks ließe sich z. B. auch anhand einer in der Wiener *Arbeiter-Zeitung* veröffentlichten Übertragung Friedrich Adlers bestätigen (Simonek 2005: 157ff.). Darüber hinaus verweist Vf. in diesem Zusammenhang noch auf Adlers Übersetzungen tschechischer Opern- und Liedtexte wie etwa von Karel Sabinas Libretto zu Bedřich Smetanas *Verkaufter Braut* sowie auf Adlers Übertragungen weiterer erstrangiger tschechischer Autoren wie etwa Otokar Březina oder Fráňa Šrámek.

Zwei weiteren wichtigen literarischen Vermittlern sind danach die Beiträge von Barbora Šrámková zu Max Brod sowie von Michael Wögerbauer zu Paul Eisner gewidmet. Šrámková belegt über einen Brief Brods an Arnošt Procházka, den Herausgeber der *Moderní revue*, zunächst Brods Begeisterung für die tschechische Literatur und hebt in Zusammenhang damit vor allem dessen 1923 veröffentlichte auszugsweise Übertragung von Jaroslav Hašeks *Švejk* sowie von Opernlibretti wie z. B. zu Leoš Janáčeks *Jenůfka* und die über tausend Kritiken hervor, die Brod etwa im *Prager Tagblatt* insbesondere zum tschechischen Theater unter Einschluss der historischen Avantgarde (Burian, Voskovec/Werich) veröffentlicht hat. Ausführlicher als zuvor Šrámková umreißt Michael Wögerbauer dann die vielfältigen Aktivitäten Paul / Pavel Eisners, der nicht zuletzt über seine Arbeiten in beiden Sprachen als paradigmatische Vermittlerfigur zwischen den Kulturen erscheint. In seiner anregenden, diskurskritisch ausgerichteten Darstellung spannt der Vf. einen Bogen von Eisners übersetzerischen Anfängen während des Ersten Weltkriegs, als Eisner für Hugo von Hofmannsthal *Österreichische Bibliothek* einen Band mit lyrischen Textproben von Vrchlický, Březina und Antonín Sova zusammenstellte, bis hin in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg (Eisner entging nur knapp der Deportation in

das KZ Theresienstadt). Wögerbauer betont in Zusammenhang mit Eisners Vermittlertätigkeit, dass diese nicht mit rezenten methodologischen Ansätzen wie jenem des Kulturtransfers kompatibel sei, sondern dass Eisner von einem romantischen Konzept der böhmischen Heimat und von einer schicksalhaften Symbiose der dort verwurzelten verschiedenen Kulturen ausging, die retrospektiv gesehen als doch sehr zeitgebunden erscheint; auf der anderen Seite wirkt Eisners von Wögerbauer angerissenes Konzept einer Verlagerung zentraler nationaler Identitätssymbole weg von der Sprache und hin zur Alltagskultur vor dem theoretischen Hintergrund der cultural studies überraschend aktuell.

Einen Abstecher in den universitären Bereich unternimmt im Anschluss daran Josef Čermák, der im Zeichen von „Wissenschaft und Kunst in glücklicher Allianz“ (so der Untertitel seines Beitrags) die tschechischen Übersetzungen deutscher Literatur von Otokar Fischer, Professor für Germanistik an der Universität Prag, dokumentiert. Čermák zeichnet nachdrücklich Fischers Bewegung zwischen dem Deutschen (in dem dieser seine akademischen Qualifikationstexte bis hin zur Habilitation abfasste) sowie dem Tschechischen nach, in das Fischer ganz bewusst sprachlich anspruchsvolle deutsche Texte wie etwa Heinrich von Kleists *Penthesilea* oder Goethes *Faust* übertrug; in diesem Kontext geht Čermák auch auf Fischers Übersetzungskonzeption ein, die den Übersetzer als gleichrangig zum Autor des Originaltextes versteht. Etwas summarisch im Vergleich zu Čermáks Studie wirkt dagegen der nachfolgende Beitrag von Michal Topor, der Jan Grmela gewidmet ist. Dieser übersetzte 1922 bis 1925 für die Pilsner Zeitschrift *Prámen* zahlreiche Texte des deutschen Expressionismus und veröffentlichte in verschiedenen Periodika Berichte zur zeitgenössischen Prager deutschen Literatur, aus der Grmela u. a. auch Franz Kafka, Max Brod, Ernst Weiß oder Ludwig Winder ins Tschechische übertrug. Aufgrund seiner Anpassung an die NS-Kulturpolitik während des Zweiten Weltkriegs wurde Grmela (der 1942 zum Leiter der Prager Städtischen Bibliothek avancierte) in den vierziger und fünfziger Jahren von offizieller tschechoslowakischer Seite her wiederholt angefeindet, dennoch konnte 1957 etwa noch seine Übersetzung der Nestroy-Posse *Ummerrhofft* erscheinen. Auch wenn sich Topor abschnittsweise in einer reinen Aufzählung von Grmelas Übersetzungen verliert, so wird man doch für die Präsentation einer Vermittlerfigur dankbar sein, die neben Brod oder Eisner weniger Bekanntheit genießt.

Analoges gilt es (sowohl, was die limitierte Prägnanz der Darstellung an sich, als auch, was die geringere Prominenz der dargestellten Persönlichkeit angeht) zu Ulrike Krickaus darauf folgendem Porträt von Jarmila Haasová-Nečasová, der tschechischen Übersetzerin des Gesamtwerks von Egon Erwin Kisch, zu sagen. Die Vf. zeichnet die Zusammenarbeit zwischen der überzeugten und unbeirrbar Kommunistin, die daneben auch Prosa von Leonhard Frank und Anna Seghers sowie Bertolt Brechts *Die Gewehre der Frau Carrar* ins

Tschechische übertrug, und Kisch nach. Aus dem relativ eindimensional bleibenden Porträt Krickaus heraus entsteht das Bild einer mindestens politisch ebenso eindimensional orientierten Persönlichkeit, die am ehesten noch über ihren Doppelnamen an die kulturelle wie weltanschauliche Pluralität im Prag der Zwischenkriegszeit erinnert, war Jarmila Haasová-Nečasová doch in zweiter Ehe mit dem Prager deutschen Autor Willy Haas und in dritter Ehe dann mit dem tschechischen Journalisten Vincenc Nečas verheiratet, mit dem gemeinsam sie nach dem Zweiten Weltkrieg zur kommunistischen Nomenklatura zählte. Ganz in Kontrast zum Lebenslauf wie auch zur politischen Unduldsamkeit von Jarmila Haasová-Nečasová steht deren Jugendfreundin Milena Jesenská, die von Alena Wagnerová vorgestellt wird (die beiden Freundinnen, die gemeinsam das Prager Minerva-Gymnasium, das erste Mädchengymnasium der Donaumonarchie überhaupt, besucht hatten, brachen miteinander zu Beginn der Dreißigerjahre aufgrund der moskautreuen Ausrichtung der tschechoslowakischen Kommunisten, die Jesenská anders als ihre Jugendfreundin nicht mittragen wollte). Wagnerová gelingt es in ihrem Beitrag, Milena Jesenská von ihrer limitierten Rolle als bloße Empfängerin von Franz Kafkas Briefen zu befreien und als bedeutende Weggefährtin der tschechischen Avantgarde sowie als mutige Gegnerin der deutschen Besatzung zu zeigen, wofür Jesenská auch mit ihrem Leben einstand (sie verstarb im Mai 1944 im Konzentrationslager Ravensbrück).

Jesenská, die 1918 mit ihrem Ehemann Ernst Pollak nach Wien ging und über die Stadt in mehreren Feuilletons berichtete, begann in jenen Jahren aus dem Deutschen zu übersetzen und mit Franz Kafka zu korrespondieren sowie auch einige seiner Texte wie *Der Heizer* oder *Das Urteil* ins Tschechische zu übertragen; daneben knüpfte sie Kontakte zu der avantgardistischen tschechischen Künstlergruppe *Devětsil* und betreute die Frauenseite in den *Národní listy*. Interessant ist auch Wagnerová's Hinweis auf Jesenská's Reportagen aus dem Sudetengebiet, in denen die Autorin 1938 einen unparteiischen Blick auf die politischen Verwerfungen in dieser Region bewies. Insgesamt mutet Wagnerová's Beitrag ansprechender an als die vorangegangenen, lediglich die Darstellung von Jesenská's Wiener Zeit fordert zum Widerspruch heraus, da in der Gegenüberstellung einer „österreichischen Spätkultur“ auf der einen und der „ungebrochenen und ursprünglichen jungen Pragerin“ auf der anderen Seite (S. 166) lediglich vorgefertigte Klischeebilder der tschechischen und der Wiener Kultur perpetuiert werden; zudem waren die von Wagnerová in diesem Zusammenhang erwähnten Autoren Karl Kraus und Hermann Broch keinesfalls Adepten einer „österreichischen Spätkultur“, sofern man darunter die Kaffeehauskultur der Wiener Moderne versteht, sondern vielmehr deren entschiedene Antipoden – Schriften wie Kraus' *Die demolierte Literatur* oder Brochs *Hofmannsthal und seine Zeit* legen von dieser Gegnerschaft auch beredtes Zeugnis ab.

So wie die Reihe der Porträts der literarischen Vermittlerfiguren dank Václav Petrboks Beitrag zu Friedrich Adler mit einer besonders nachdrücklichen Darstellung begonnen hat, so endet sie auch mit einer ebenso gelungenen Studie: Tazuko Takebayashi rekonstruiert in einer ähnlich genauen und intensiv aus dem Quellenbestand schöpfenden Weise wie zuvor Petrbok den bedeutenden Beitrag, den der 1939 nach England emigrierte und dort bald danach verstorbene Otto Pick als Vermittler tschechischer Literatur in den deutschen Sprachraum geleistet hat. Pick, der bereits 1912 versucht hatte, über seinen Aufsatz *Neue tschechische Literatur* zwischen den antagonistischen Bevölkerungsgruppen in Prag zu vermitteln, sollte in den Jahren danach zu einem der wichtigsten Übersetzer vor allem der neuesten tschechischen Literatur werden – so zeigte sich Pick etwa besonders von Fráňa Šrámek angetan. Der Vf. leuchtet in ihrem Beitrag die Umstände der Veröffentlichung von Šrámeks Band *Flammen* in der Übersetzung von Pick aus, die von deutschsprachiger Seite her auf eine Reihe positiver Rezensionen stieß. In diesem Zusammenhang wäre man für einen Hinweis auf Hermann Brochs positive Rezension des ebenfalls von Pick übertragenen Romans *Der silberne Wind* von Šrámek dankbar gewesen (Broch 1987: 370). In weiterer Folge greift Takebayashi aus der überbordenden Fülle von Picks 54 Bücher umfassender literarischer Vermittlertätigkeit pars pro toto Picks Bemühungen um die Dramen František Langers und Karel Čapeks heraus und zeigt, dass die internationalen Erfolge von Langers *Peripherie* und Čapeks den Begriff des „Roboters“ prägendem Stück *R.U.R.* (als Abkürzung für „Rossum’s Universal Robots“) ohne die deutschen Übertragungen Picks in dieser Form wohl kaum möglich gewesen wären. Dieser Beitrag stellt sicherlich einen schönen Abschluss in der langen Reihe von Vermittlerfiguren dar, lediglich Takebayashis Behauptung, wonach die ersten Kontakte zwischen Pick, Langer und Čapek in der regen Kaffeehausszene zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu suchen wären (S. 178), scheint in dieser Formulierung etwas unglücklich gewählt – die drei Autoren könnten sich im Jahr 1900 tatsächlich in irgendeinem Kaffeehaus in Prag getroffen haben, werden als junge Burschen im Alter zwischen zehn und dreizehn Jahren damals aber wohl anderes im Sinn gehabt haben, als sich über zukünftige literarische Produktionen auszutauschen.

Den wissenschaftlichen Beiträgen nachgestellt finden sich dann persönliche Reflexionen zur Bedeutung und Funktion der literarischen Übersetzung zuerst von Kristina Kallert und danach von Radovan Charvát. So begrüßenswert es im Prinzip auch sein mag, jenen Stimmen, die ganz ursächlich für die literarische Vermittlung zuständig sind, gerade in einem dieser Thematik gewidmeten Sammelband die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen, so misslungen scheinen bedauerlicherweise die beiden entsprechenden Beiträge: Kristina Kallert eröffnet im Ausgang von Jiří Mordechai Langers Sammlung chassidischer Legenden *Devět bran* (die den Fokus interkultureller Aufmerksamkeit plötzlich

und unmotiviert aus Prag nach Galizien verschoben) eine Reihe von unsystematisch vorgebrachten Überlegungen zum Wesen des Übersetzens, die über Begriffe wie „schockant“, „Drive“ und „Schreibe“ oder über Formulierungen wie „saugen in ihrer Dürftigkeit am Übersetzer wie ein Vampir“ (S. 190) zu den eigenen stilistisch eleganten Übersetzungen einzelner Beiträge weiter vorne im Band in signifikantem Kontrast stehen; noch unergiebigere scheinen Charváts willkürlich gewählte Auflistungen von Werken aus der deutschsprachigen Literatur, die der Vf. bereits übersetzt hat oder aber aufgrund der Überfülle an Büchern, die jedes Jahr neu erscheinen, bedauerlicherweise nicht mehr übersetzt werden können.

Von wesentlich höherer Relevanz sind wohl zwei die den Band abschließenden und einander wechselseitig ergänzenden Aufstellungen von Übersetzern aus dem Tschechischen ins Deutsche im Zeitraum von 1900 bis 1945 von Volker Strebel und aus dem Deutschen ins Tschechische von Veronika Dudková, die jeweils mehrere Seiten umfassen. Aus Strebels Verzeichnis ergibt sich ein gewisser Schwerpunkt auf den Namen Otokar Březina, Karel Čapek, Jaroslav Vrchlický und Julius Zeyer, deren Werke im Untersuchungszeitraum besonders häufig ins Deutsche übertragen wurden; die Vielzahl an Übersetzerinnen und Übersetzern, die der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zum Opfer fielen (Camill Hoffmann, Ludwig Karpe, Friedrich Karl Pick, Grete Reiner, Marie Rix-Meisl oder Hedwig Velemínský), deutet implizit auf die besondere Bedeutung hin, die jüdische Persönlichkeiten in diesem Vermittlungsprozess gespielt haben. Strebels darauf folgende, knapp gehaltene Liste von Almanachen wäre noch um Heinrich Herbatscheks 1911 in Wien herausgebrachte Anthologie tschechischer Literatur mit dem bezeichnenden Titel *Aus dem Bildersaal eines verkannten Kulturvolkes* zu ergänzen. Auch die zweite Liste von Veronika Dudková bietet eine Reihe interessanter Einzelheiten: Anders als bei der Übersetzung tschechischer Literatur ins Deutsche dominieren hier die Klassiker Heine und Goethe, daneben aber auch zeitgenössische Autoren wie Rilke oder der damals viel gelesene Jakob Wassermann; unerwartet früh, nämlich bereits 1937, wurde Elias Canettis Roman *Die Blendung* von Zdeňka Münzerová ins Tschechische übertragen. Generell eröffnet Dudkovás Bibliographie gerade aus dem Blickwinkel der österreichischen Literatur zahlreiche relevante Informationen: So verlegte sich etwa Jan Čep in den Jahren 1941 und 1943 ganz offensichtlich aus politischen Gründen heraus auf die Übersetzung der Romane *Das Grimmlingtor* sowie *Brot* von Paula Grogger und Karl Heinrich Waggerl, die beide von der NS-Kulturpropaganda gefördert wurden; Analoges gilt auch für den frühen Trakl-Übersetzer Bohuslav Reynek und für Jan Zahradníček, die sich 1940/41 dann mit Richard Billinger abgaben. Die hier bibliographisch ange deutete, wohl kaum aus innerer Überzeugung heraus erfolgte übersetzerische Beschäftigung von wichtigen Repräsentanten der tschechischen Literatur des

20. Jahrhunderts mit NS-affiner Literatur aus Österreich könnte vielleicht ein dankbares Arbeitsgebiet für weitere Nachforschungen eröffnen. Bei der laut Dudková 1917 publizierten Übersetzung eines Lenau-Bandes durch den 1913 geborenen Karel Dvořák (S. 206) dürfte ganz offensichtlich eine der beiden Angaben nicht stimmen.

Abgerundet wird der vorliegende Band durch eine von Jozo Džambo zusammengestellte, informative Auswahlbibliographie, in der man gerade angesichts der in den einzelnen Beiträgen mehrfach thematisierten Tschechischkenntnisse der Prager deutschen Autoren Marek Nekulas umfangreiche Monographie zur Mehrsprachigkeit von Franz Kafka vermisst (Nekula 2003); Barbora Šrámková's umfangreiche Studie zu Brods Beziehungen zur tschechischen Kultur sowie den von Steffen Höhne und Ludger Udolph edierten Sammelband *Deutsche – Tschechen – Böhmen* dagegen konnte Džambo offensichtlich deshalb nicht mehr in seine Aufstellung hinein nehmen, da sie so wie der rezensierte Band selbst erst im Jahr 2010 erschienen sind (ŠRÁMKOVÁ 2010; HÖHNE/UDOLPH 2010). Unmittelbar am Ende des Bandes findet man noch eine Liste der an dem Band beteiligten Autorinnen und Autoren, die leider nicht mehr enthält als die jeweiligen (Mail-)Adressen. Insgesamt weist der Band eine nicht unbeträchtliche Anzahl an Fehlern und Errata auf; diese reichen von schlichten Verschreibungen wie etwa „Oskar Weiner [recte Wiener]“ (S. 39), „und und in der Retrospektive“ (50), „Viele Namen wäre zu nennen“ (84), „Die Tür zur tschechische Musikszene“ (104), „Z Geothovy země“ (128), „Gesellschaft“ (145) und „Zloczow“ [recte Złoczków] (192) über falsch zugeordnete Vornamen wie „Jan [recte Josef] Svatopluk Machar“ (38) oder „Jaroslav [recte Bohuslav] Durych“ (55) und falsche Übersetzungen – „Vojna v míru“ als „Krieg und Frieden“ (41) bzw. „S ubohým a holým“ als „Mit ‚Elenden und Nackten“ (172) – bis hin zu fachlichen Unstimmigkeiten, denn bei Karel Čapeks *Krieg mit den Molchen* handelt es sich nicht um ein utopisches Theaterstück, wie auf S. 50 behauptet, sondern um einen antiutopischen Roman. Zusätzlich dazu wären noch einige Unstimmigkeiten zu vermerken, wenn der Titel eines Epigramms von Otokar Fischer auf S. 131 *Dobrá rada*, eine Seite weiter hingegen *Moudrá rada* lautet oder Alena Wagnerová in der Autorenliste plötzlich als Alena Wagnerová-Köhler (219) aufscheint; des Weiteren ist in einer bohemistischen Veröffentlichung sicher nichts gegen die Schreibung „Ilja Ehrenburg“ (anstatt „Ilja Ěrenburg“) einzuwenden (118), in Verbindung mit der Schreibung „Michail Zoščenko“ nur wenige Seiten zuvor (112) erscheint dies aber nicht wirklich konsequent.

Diese Kritik an einzelnen formalen Nachlässigkeiten in der äußeren Gestaltung des Bandes soll aber keinesfalls den beachtlichen inhaltlichen Ertrag der Veröffentlichung in den Hintergrund rücken; dieser besteht aufgrund der umsichtig konzipierten Abfolge der einzelnen Beiträge, die mit einem in drei aufeinander folgenden Schritten vorgenommenen diachronen Abriss der inter-

kulturellen Verbindungen in Prag ihren Anfang nimmt und dann erst zu den Einzelporträts der wesentlichen Vermittlergestalten übergeht, einmal auf der Ebene der Synthese. Darüber hinaus können insbesondere die Beiträge von Václav Petrbock und Tazuko Takebayashi aber auch mit einer beeindruckenden Fülle an Einzelbeobachtungen zu Fragen literarischer Übersetzung und Vermittlung aufwarten und generieren gemeinsam mit den übrigen Darstellungen des Bandes ein nachdrückliches Beispiel für eine methodologische Herangehensweise an kulturelle Prozesse, die der amerikanische Ethnologe Clifford Geertz in einem programmatischen Aufsatz anschaulich als „dichte Beschreibung“ bezeichnet hat (GEERTZ 1995: 10ff.). Wenn Geertz in diesem Zusammenhang weiter von Kultur als einem „selbstgesponnenen Gewebe von Bedeutung“ spricht (9), so erlaubt es der vorliegende, von Jozo Džambo umsichtig edierte Band in Weiterführung der von Geertz ins Spiel gebrachten Metapher gleichsam, tschechischen, deutschen und jüdischen Meistern des Wortes aus Prag beim Spinnen und Ineinanderflechten ihrer Fäden zuzusehen.

## Literatur

- BROCH, Hermann (1987): *Schriften zur Literatur I: Kritik*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- GEERTZ, Clifford (1995): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- HÖHNE, Steffen/UDOLPH, Ludger (Hgg.) (2010): *Deutsche, Tschechen, Böhmen. Kulturelle Integration und Desintegration im 20. Jahrhundert*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- NEKULA, Marek (2003): *Franz Kafkas Sprachen. „... in einem Stockwerk des innern babylonischen Turmes ...“*. Tübingen: Niemeyer.
- SERKE, Jürgen (1987): *Böhmische Dörfer. Wanderungen durch eine verlassene literarische Landschaft*. Wien, Hamburg: Zsolnay.
- SIMONEK, Stefan (2005): Zwischen sozialem Engagement und Internationalität: Zur Vermittlung tschechischer Literatur und Kultur in österreichischen Periodika um 1900. – In: *Litteraria Humanitas*, XIII (= Austrian, Czech and Slovak Slavonic Studies in Their Central European Context), 151-167.
- ŠRÁMKOVÁ, Barbora (2010): *Max Brod und die tschechische Kultur*. Wuppertal: Arco.
- UNGAR, Hermann (1987): *Die Verstümmelten*. Hrsg. u. mit einem Nachwort v. Dieter Sudhoff. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- VISCHER, Melchior (1988): *Sekunde durch Hirn / Der Hase*. Hrsg. u. mit einem Nachwort v. Peter Engel. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Stefan Simonek

Karoline RIENER: *Zwischen Wissenschaftsdiskurs und Kulturpolitik. Adalbert-Stifter-Rezeption in Böhmen um 1900*. Essen (Klartext) 2010, 259 Seiten.

Wirkung und Stellenwert Adalbert Stifters und seines zumeist selektiv wahrgenommenen Werkes als Identitätsgenerator für deutschböhmisches und sudeutsche Intellektuelle sind in der bisherigen Forschung bereits öfter thematisiert und in groben Zügen rekonstruiert worden. Doch beschränkte sich das Bemühen, Stifters Genese zum deutschböhmischen Klassiker und dessen Funktion als Projektionsfläche kultureller Sehnsüchte und Geltungsansprüche (in je wechselnden politischen Kontexten) zu erhellen, zumeist auf wenige Aspekte seiner postum von den Verehrern geglätteten Biographie und auf den *Witiko* als das im Zusammenhang deutschböhmischer Identitätspolitik wohl meist rezipierte Werk. Die Rolle des Prager Germanisten August Sauer – dem sich jüngst ein von Steffen Höhne (2011) edierter Sammelband erstmals ausführlicher angenommen hat – für die Wirkung und Rezeption Stifters kam in diesen Zusammenhängen ebenfalls schon zur Sprache.

Karoline Rieners äußerst lesenwerte (und leserfreundlich geschrieben) Studie setzt, auf der gängigen Forschungsliteratur fußend, allerdings noch einmal neu an und verbindet Fragestellungen und Interpretationsperspektiven der Stifter- und Sauer-Forschung, die bisher oftmals getrennt bearbeitet und folglich wenig systematisch aufeinander bezogen worden sind. Dadurch gewinnen beide Protagonisten deutschböhmischer Kulturdiskurse – Stifter wie Sauer – neue Konturen.

Im Falle Sauers ist besonders verdienstvoll, dass die Verf. die literaturwissenschaftlichen und editionspolitischen Bemühungen des Prager Ordinarius um den Böhmerwald-Klassiker in den Kontext der literaturwissenschaftlichen Disziplingeschichte des Fin de Siecle sowie die übrigen Klassiker-Editionen Sauers stellt. So wird deutlich, dass die fest in den Händen der Scherer-Schule liegende Goethe-Philologie als nationale (Identitäts-)Wissenschaft die Folie abgab für Sauers Archäologie an Stifters Werkgeschichte. Mit der Gründung der *Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen* (1893) sowie der Etablierung eines Stifter-Archivs legte Sauer nicht allein die Grundlage der künftigen Werkausgabe des Oberplaner Autors sowie eines identifikatorisch hoch besetzten Kanons heimischer wie heimatlicher Autoren, sondern er fundierte, kulturpolitisch geschickt, die eigene und die seiner Schüler und Mitarbeiter Deutungshoheit für das kulturelle Erbe der Deutschböhmern, das nun in Prag seinen wichtigsten ‚Vorposten‘ erhielt. In diesen Zusammenhang gehört auch die Gründung der *Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Literatur und Kunst in Böhmen* (1891), die sich deutlich an das große Vorbild der *Preussischen Akademie* in Berlin anlehnte und in ihren kultur- und editionspolitischen Aktivitäten orientierte.

Hier wie auch an anderen Stellen der Darstellung Rieners liegt eine besondere Leistung darin, die Prager und deutschböhmisches Initiativen auf reichsdeutsche und österreichische Kontexte und Zusammenhänge hin zu befragen und in ihrer faktischen Verflechtung darzustellen.

Riener analysiert weiterhin erstmals ausführlich die Vorworte zu wichtigen Stifter-Bänden, die aus der Feder Sauers stammen und die dessen universitäre, ‚volkstumpolitische‘ und disziplingeschichtliche Selbstverortungsstrategie sichtbar und nachvollziehbar werden lassen. Der Forscher Sauer und der Kulturpolitiker sind manchmal schwer zu trennen, wenn auch die Verf. es gut versteht, beide Rollen des Professors aus Prag nicht ununterscheidbar in eins zu spiegeln. Denn Sauers Diskursstrategien folgten je nach Wirkungsabsicht und Aktionskontext durchaus unterschiedlichen Mustern. Das wird dann besonders klar, wenn man – angeleitet von der Autorin – die strenger germanistischen Texte Sauers mit dessen publizistischen Arbeiten für die eigene Zeitschrift *Deutsche Arbeit*, vor allem aber mit seinen Reden zu einzelnen Dichtergedenktagen und Denkmalsfeiern vergleicht. Hier spricht Riener deutlich und präzise von „Popularisierung“ und „Instrumentalisierung“ im Umgang mit dem kulturellen Erbe, insbesondere mit Stifter, und verweist auf die politisch und ideologisch problematischen Seiten einer solchen Dichterverehrung. Außerdem wird an Sauers Beispiel deutlich, wie sich das Selbstverständnis von Hochschullehrern und germanistischen Fachvertretern insgesamt um 1900 noch einmal wandelte. Im Kontext des deutsch-tschechischen Kulturkonflikts verstand sich Sauer als Professor und auch als Politiker – in typischer bildungsbürgerlicher Distanz zur parteipolitischen Landschaft Prags und Wiens – genauer: als Praeceptor einer nationalen Wissenschaft, der es darum ging kultur- und identitätspolitisch für die Sache der Deutschböhmen Zeichen zu setzen und kulturelles Terrain zu sichern.

Apropos Terrain: Ein weiterer Gewinn der Darstellung liegt darin, die Funktion der spezifisch säuerlichen Stifteraneignung für kulturelle Regionalisierungsstrategien sichtbar gemacht zu haben. Die Konzeption Stifters als Dichter des Böhmerwaldes, seiner Menschen und seiner Landschaft, bringt diesen erst mit hervor und stellt Stifters Schreiben – in der speziellen Lesart seiner Bewunderer und Editoren – in den Kontext „erzählter Provinz“ (Norbert Mecklenburg). Die – wie wir heute wissen – Reduzierung Stifters aufs Heimatliche verortet dessen Werk in der Heimatliteratur und Heimatkunstbewegung der vorletzten Jahrhundertwende und nimmt ihm jene spezifisch modernen Aspekte, die die heutige Forschung an Stifters Schreiben (wieder) entdeckt hat und schätzt. Sauer's Stifter-Bild wird – auch dies zeigt Riener – neben Grillparzer zum wesentlichen Baustein einer spezifisch deutsch-österreichischen Nationalliteraturgeschichte, die sich gegen die protestantisch-preußische Meistererzählung vom ‚deutschen Wesen‘ behaupten möchte. Hier werden

Konturen einer „stammlichen“ regional orientierten Literaturgeschichtsschreibung deutlich, die sich in radikalierter Weise beim Sauer-Schüler Josef Nadler fortschrieb.

Was sich nach 1918 in der aufgeheizten Atmosphäre des Nachkriegs und der tschechischen Nationalstaatsgründung im kulturellen und politischen Diskurs der Deutschböhmen und der Sudetendeutschen zuspitzte und völkisch auflud, war vor dem Kriege in nuce schon angelegt und besaß auch da schon manch problematischen Aspekt. Rieneer vermag dies klar aufzuzeigen, ohne moralisierend zu argumentieren und ohne die Vorgeschichte für manche Folgen haftbar zu machen. Ebenso deutlich wird, dass das, was Sauer durch seine und seiner Schüler spezifische Aneignung Stifters disziplin- und kulturpolitisch gewann Stifters Werk selbst verloren ging.

Man wünscht sich ähnlich gründlich und vorurteilsfrei argumentierende Rekonstruktionen von Dichterverehrung und Klassiker-Kult für einzelne tschechische Beispiele bzw. künftige Arbeiten, die solche Deutungsgeschichten im Kontext miteinander verschränkter und gegeneinander entwickelter deutscher und tschechischer Identitätspolitik sozusagen dialogisch zum Sprechen bringen. Für die „deutsche Seite“ liegt mit dieser anregenden Sauer-Stifter-Studie ein erster tragfähiger Baustein vor.

## Literatur

HÖHNE, Steffen (2011): *August Sauer (1855–1926). Ein Intellektueller in Prag zwischen Kultur- und Wissenschaftspolitik*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.

Justus H. Ulbricht

H. G. ADLER: *Die Dichtung der Prager Schule*. Mit einem Vorwort von Jeremy Adler. Wuppertal (Arco) 2010, 40 Seiten.

Hans Werner KOLBEN: *Das Schwere wird verschwinden. Gedichte aus Prag und Theresienstadt*. Mit einem Nachwort hrsg. von Peter Demetz und mit Erinnerungen von Heinz Kolben an seinen Bruder. Wuppertal (Arco) 2011, 48 Seiten und 13 Abb.

Passend zum Schwerpunkt H. G. Adler in den aktuellen *brücken* erschien im Wuppertaler *Arco-Verlag*, der schon länger auf Bohemica spezialisiert ist, der Wiederabdruck des sowohl in historischer als auch literaturwissenschaftlicher Hinsicht wichtigen Essay zur *Dichtung der Prager Schule*. Adler veröffentlichte diesen Text 1976 in Manfred Wagners Sammlung *Im Brennpunkt: ein Österreich*. 14

*Beiträge auf der Suche nach einer Konstante.* Eingeleitet von Jeremy Adler steht diese wichtige Studie nun dem Leser wieder zur Verfügung, in der Adler nicht nur eine Periodisierung und Klassifizierung der Prager deutschen Literatur vorschlug und den Stellenwert des Prager Deutschen erörterte, sondern in dem der Blick vor allem auf die eigenen Zeitgenossen, die Nachzügler des Prager Kreises gelenkt werden. Namentlich hervorgehoben werden Grete Fischer, Hermann Grab, Franz Baermann Steiner, aber auch die dem Faschismus zum Opfer gefallenen Petr Kien, Georg Kafka und Hans Werner Kolben. Zu letzterem legt der *Arco-Verlag* eine Auswahl der Gedichte aus Prag und Theresienstadt vor. Hans Werner Kolben, 1922 in Aussig geboren, entstammte einer berühmten böhmischen Industriellenfamilie. Nach der Errichtung des Protektorates Böhmen und Mähren von einem Mitschüler wegen Nichttragen des Judensterns denunziert, wurde er nach Theresienstadt, wo er letztmals seine Familie sah, und Auschwitz deportiert. Kolben starb im Februar 1945 im KZ Kaufering bei Landsberg/Lech an Flecktyphus. Seine Gedichte sind nicht nur aus historischen Gründen von Interesse, sondern vermitteln eine expressive poetische Kraft, so dass diese auch aus ästhetischen Gründen der Überlieferung wert sind. Adler zählte Kolben zur Prager deutschen Literatur, in deren Kreisen er in der heutigen Überlieferung immer noch ein bestenfalls randständiges Dasein fristet – und auch dies zu Unrecht:

Hunger

Und so werden die vor dem Hungertod,  
Wenn sie Lächeln und Mienen verloren haben  
Und wie schreiende Vögel in Müllhaufen graben,  
Nach faulenden Früchten und staubigem Brot.

Und einer, der dort in die Gasse getreten,  
Dessen Herz noch in letzten Umhüllungen war,  
Und von ihnen umschwirrt, um Almosen gebeten,  
Und sie brachten ihm gänzlich ihr Innerstes dar,

So also ob man ihm Spiegel entgegenreckte,  
Aus denen sein künftiges Angesicht sprach;  
Wie verbarg er sein Haupt und floh um die Ecke,  
Doch es half ihm wohl nichts, denn die Zeit lief ihm nach. (24)

Neben einer sachkundigen Kommentierung des Herausgebers Peter Demetz fanden die bewegenden Erinnerungen von Kolbens Bruder Aufnahme in den Band. Heinz Kolben schildert die scheinbar sorglosen Sommer vor dem Münchener Abkommen 1938, dann die allmählich näherrückende tödliche Gefahr, die die Heranwachsenden noch nicht recht wahrnehmen, bis dann der tödliche Schlag mit der Verhaftung Hans Werners einsetzt, an den sich die Deportation der restlichen Familie anschließt. Die christliche zweite Frau des Vaters lässt sich scheiden – das Todesurteil für den Vater –, dem hochbetagten Großvater

bleibt Theresienstadt nicht erspart, wo er kurz nach der Ankunft verstirbt, lediglich die als Bakteriologin unabhkömmliche Mutter überlebt – und der Bruder, der sich glücklicherweise dem Todesmarsch in einem Versteck entziehen kann.

Ausklang  
 Wenn dieser Ton, der aus der Tiefe kam,  
 Durch leiderfüllte Melodien dringt  
 Und dann so klar und wundersam  
 Im hohen Raume selig weiterschwingt,  
  
 Und wenn sich manchmal eine harte Weise  
 Ganz laut erhebt und herrisch zu ihm steigt,  
 Um ihn zu brechen, doch er bebt nur leise  
 Und ist gleich wieder fest sobald sie schweigt,  
  
 Dann wissen wir: Das Schwere wird verschwinden,  
 Einst singen alle Geigen in dem Saal,  
 Die sich an diesem hohen Klang entzünden,  
 Und tausend helle Bogenstriche münden  
 Zu einem großen jubelndem Choral. (26)

Steffen Hübne

Carsten SCHMIDT: *Kafkas fast unbekannter Freund. Leben und Werke von Felix Weltsch, Zionist, Journalist und Philosoph*. Würzburg (Königshausen und Neumann) 2010, 377 Seiten und 45 Abb.

Zu Anfang beklagt Carsten Schmidt die Schieflage der Kafka- Forschung (S. 19): über Kafka werde weiterhin publiziert, obwohl doch alles bekannt sei, über seine Freunde kaum oder gar nicht. In der Tat ist schwer zu verstehen, warum die Kafka- Forscher den Freundeskreis des Schriftstellers derart vernachlässigen. Über Felix Weltsch, nächst Max Brod der beste Freund Kafkas, gibt es kaum genaue Lebensdaten, wie Schmidt bemerkt. Dies zu ändern ist seine Absicht. Und dies ist ihm gelungen und darin liegt sein Verdienst. Die Arbeit, die als Dissertation der Universität Potsdam vorlag, bringt eine ausführliche Lebensbeschreibung des Philosophen und Publizisten, der fast 20 Jahre die *Selbstwehr* herausgab, die zionistische Wochenschrift der deutschsprachigen Juden der Tschechoslowakei.

Schmidt hat die Archive in Marbach und Jerusalem, in Prag und in London (Leo Baeck Institut) eingesehen, den Nachlass von Felix Weltsch anscheinend als erster überhaupt gesichtet und er hatte das Glück, mit den Enkeln des Philosophen sprechen zu können, die lange darauf gewartet hatten, dass sie jemand nach ihrem mit Kafka und Brod befreundeten Großvater befragt. So ist eine mit vielen Zitaten gesättigte Biographie entstanden, die sich ganz dem Leben

von Felix Weltsch widmet, dessen sympathische Gestalt dem Leser deutlich vor Augen tritt, seine Kindheit und Jugend in Prag, die Schul- und Universitätsjahre dort, die Arbeit an der *Selbstwehr*, die Flucht im März 1939 und schließlich der Neuanfang in Jerusalem, wo Weltsch an der Universitätsbibliothek wieder tätig wurde wie in Prag.

Dies alles hat Schmidt mit großem Fleiß und warmer Anteilnahme sich und uns erarbeitet. Er schließt mit einer Bibliographie, die alle Werke und Essays von Felix Weltsch enthält und eine Auswahl seiner vielen Artikel in Zeitungen und Zeitschriften, eine Auswahl, denn die Zahl dieser Artikel ist fast unüberschaubar. Nur eines bietet Schmidt nicht, wenn er es auch im Titel ankündigt: das Werk von Felix Weltsch. Der unscheinbare Satz, der dies eingesteht, steht auf Seite 14: „Dies wird in dieser Arbeit schon deshalb anders sein, weil sie germanistisch das Leben des Intellektuellen Felix Weltsch betrachtet und nicht auf dessen meist philosophischen Werke eingehen kann. Dem Autor scheint es bedeutend wichtiger, in Erfahrung zu bringen, über wen man eigentlich redet, ehe man die Werke eines fast Unbekannten bespricht“. Zumal, fährt er fort, diese Werke soziologische, religiöse, philosophische Werke seien und nicht literarische. So werden die Beiträge von Manfred Voigts zur Philosophie von Felix Weltsch nach wie vor zu Rate gezogen werden müssen: sein Nachwort zu dem von ihm aus dem Nachlass Weltschs herausgegebenen Band *Sinn und Leid* (Berlin 2000) und sein Aufsatz *Franz Kafkas Freund Felix Weltsch in Sprache im technischen Zeitalter* (Nr. 164, 2002).

Dass Carsten Schmidt philosophische Gedankengänge eher fremd sind, zeigt sich etwa an einer Stelle, an der er Brods Bemerkung über Kafka zitiert: „Das Absolute ist da – aber es ist dem menschlichen Leben inkommensurabel, dies scheint das Grunderlebnis Kafkas zu sein.“ Dazu Schmidt: „In leider relativ unverständlichem Deutsch beginnt Brod hierzu seine Erklärungsversuche“. (S. 188) Es ist leider so, dass Schmidts Deutsch nicht immer verständlich ist und manchmal auch unfreiwillig komisch. Ein Beispiel über die Lehrer der Prager Piaristenschule, katholische Mönche: „Armut und Keuschheit waren die Hauptsäulen für die Lehrer, wengleich der Stock als Maßregelung ebenso zum Tragen kam.“ (S. 67) Zum Schlagen kam, wäre wohl treffender. Eine stilistische Überarbeitung täte der Arbeit gut, doch soll diese Kritik den Ertrag der Arbeit nicht schmälern.

Felix Weltsch stammte aus einer alten Prager jüdischen Familie. Sein Vater erbt das Tuchgeschäft, das schon 1856 gegründet worden war. Seit 1878 residierte es in der Melantrichgasse 8 (Melantrichová), drei Hausnummern neben dem Tuchgeschäft von Hermann Kisch, dem Vater Egon Erwin Kischs. Die Familie gehörte zum deutschen Mittelstand und führte ein offenes Haus. Franz Kafka kam gerne zu Besuch, die intellektuelle Atmosphäre zog ihn an und der freundliche Vater von Felix: Heinrich Weltsch, der so trefflich zu erzäh-

len wusste. Felix war das älteste von vier Kindern. Sein Bruder Willy war drei Jahre jünger als er, vier Jahre jünger war seine Schwester Elisabeth und nach noch mal drei Jahren kam sein jüngster Bruder Paul, nämlich 1891, da ging der 1884 geborene Felix schon zur Schule. Paul und Elisabeth, verheiratete Riedl, wurden in Auschwitz ermordet. Willy, Bauingenieur und Architekt, ging schon 1933 nach Palästina und konnte 1939, als Felix mit seiner Familie kam, diese aufnehmen. Felix besuchte wie Max Brod, Franz Werfel, Rainer Maria Rilke die Piaristenschule in der Herrengasse (Panská). Beim Schuleintritt von Felix hatte diese Schule 346 Schüler, von denen 122 katholisch, 6 protestantisch und 209 jüdischer Konfession waren. Auf dem Gymnasium am Altstädter Ring, auf dem Felix eine Klasse unter der von Franz Kafka besuchte, waren die jüdischen Schüler noch stärker vertreten. In der Klasse von Felix gab es nur 11 Schüler, von denen 10 jüdische waren. In der Klasse von Kafka gab es 23 Schüler, 19 darunter Juden. Die Prager deutschen Juden waren keine Minderheit, sie waren innerhalb der deutschsprachigen Bevölkerung Prags eine Mehrheit, in den Bildungseinrichtungen sogar eine erdrückende Mehrheit. Das änderte sich erst an der Universität, die natürlich auch von Studenten der deutschböhmisches Randgebiete besucht wurde. Hier stellten die jüdischen Studenten um 1900 etwa ein Drittel, in der medizinischen Fakultät gut die Hälfte. Hier trafen die Prager Juden auch auf Deutschnationale und Antisemiten, eben unter den Studenten aus der Provinz, die sich auch gerne mit den Studenten der tschechischen Universität prügeln.

So kam es im Herbst 1922 zu antisemitischen Ausschreitungen an der deutschen Universität, da erstmals ein Jude Rektor geworden war: Samuel Steinherz. Der Terror der deutschböhmisches Studenten war so furchtbar, dass der Rektor schließlich zurücktrat. Die *Selbstwehr* schrieb darüber unter dem Titel *Terror an der Prager deutschen Universität*:

Es ist nicht Sorge um die deutsche Kultur, die hier am Werke ist, sondern einfacher, geist- und kulturloser Haß gegen die Juden, Vorstoß der Reaktion und jener Gesinnung, die in den Juden nichts als Läuse im Pelz der deutschen Kultur zu erkennen vermag, und der der tote Rathenau nichts anderes ist als die erlegte ‚Judensau‘. (166 zit. n. Schmidt)

Beim Studium an dieser deutschen Universität kamen sie zusammen: Franz Kafka, Max Brod und Felix Weltsch, aber auch Paul Kornfeld, Hans Kohn, Emil Utitz, Friedrich Thieberger, Oskar Pollak und Ewald Pribram, Hugo Bergmann und Paul Kisch, der Bruder von Egon Erwin. Lebenslange Freundschaften entstanden. Sie waren alle Mitglieder in der *Les- und Redehalle* der deutschen Studenten, Weltsch war hier aktiv, und schließlich sahen sie sich beim zionistischen Verein *Bar Kochba*. Hier war auch Felix Weltschs Cousin Robert Weltsch tätig, der später in Berlin die *Jüdische Rundschau* herausgab, und Leo Hermann, von dem Felix den Vorsitz von *Bar Kochba* übernahm. Hermann gründete 1907 mit anderen die Zeitschrift *Selbstwehr*, die Felix ab 1919 leitete.

Die jüdischen Studenten im Umkreis Franz Kafkas neigten alle dem Zionismus zu, nicht zuletzt durch Martin Buber inspiriert, wenn auch der Grad des Enthusiasmus unterschiedlich war. Hugo Bergmann ging schon 1920 nach Palästina, Brod und Weltsch erst 1939 auf der Flucht vor den Nationalsozialisten. Franz Kafkas Sympathien galten ohne Zweifel den zionistischen Plänen, er las regelmäßig die *Selbstwehr*, ließ sie sich nachsenden, wenn er nicht in Prag war, und versäumte ungern eine Nummer.

1907 erwarb Weltsch das juristische, 1911 das philosophische Doktorat, übrigens nur mit einem ‚genügend‘ im Rigorosum. Er war Schüler von Christian von Ehrenfels und von Anton Marty, die auch Max Brod schätzte. Der Philosophie galt seine Passion. Und dies ist denn auch der eine Teil seines Werkes, der weiterer Untersuchung wert wäre: seine philosophischen Schriften, die 1913 mit *Anschauung und Begriff* (zusammen mit Max Brod) beginnen; die wichtigeren sind: *Organische Demokratie* (1918), *Gnade und Freiheit* (1920), *Nationalismus und Judentum* (1920), *Zionismus als Weltanschauung* (mit Brod, 1925), *Das Wagnis der Mitte* (1936), *Leben und Lehre Bergsons* (1947), *Religion und Humor im Leben und Werk Franz Kafkas* (1957), *Sinn und Leid* (2000). Der Text *Gnade und Freiheit* wurde 2010 von dem kleinen Düsseldorfer Verlag *onomato* mit einem Nachwort von Hans-Gerd Koch wieder herausgegeben. In diesen Texten öffnet sich ein Zugang zur Gedankenwelt der Prager Juden der Generation von Max Brod und Franz Kafka. Franz Kafka kannte die Werke Weltschs, die zu seinen Lebzeiten erschienen, und er nahm Stellung dazu (Hans-Gerd Koch geht in seinem erwähnten Nachwort darauf ein), nicht nur in den wenigen schriftlichen Zeugnissen, die wir besitzen, sondern in langen Gesprächen, zu denen sich die Freunde regelmäßig trafen. Der kleine Aufsatz *Religiöser Humor bei Franz Kafka*, den Felix Weltsch 1948 in dem Band veröffentlichte, in dem Max Brod seine beiden Schriften *Franz Kafkas Glauben und Lehre* und *Kafka und Tolstoi* publizierte, gehört meiner Meinung nach zu dem Besten, was über Kafka geschrieben wurde. Er ist vorbildlich in Methodik und Thematik, aber leider nicht Vorbild geworden.

Der andere wichtige Teil seiner Arbeit ist seine Tätigkeit als Publizist für die zionistische Bewegung, weil hier die Lebenswelt der Prager Juden, der mitteleuropäischen Juden der zwanziger und dreißiger Jahre hervortritt. Er hat ja nicht nur die *Selbstwehr* geleitet, sondern auch den *Jüdischen Almanach* zusammen mit Friedrich Thieberger von 1925 bis 1936 und er hat an den zionistischen Kongressen teilgenommen.

1909 trat Weltsch als Bibliothekar in den Dienst der Universitätsbibliothek im Clementinum. 30 Jahre lang war er dort tätig, zuletzt als Bibliotheksrat; das war sein Brotberuf, allerdings einer, in dem er seine umfassenden Kenntnisse, auch in den Naturwissenschaften nutzen konnte. Seine publizistische Arbeit kam hinzu. Die *Selbstwehr* war im September 1907 gegründet worden, im Sep-

tember 1919 übernahm Weltsch ihre Leitung. Er begann mit einem Leitartikel *Der Sündenbock*, in dem er die Rolle der Juden, die als Schuldige für alles herhalten mussten, charakterisierte. Im Laufe der Jahre schrieb Weltsch unzählige Artikel, gezeichnete und wohl auch ungezeichnete. Man könnte die *Selbstwehr* ein unschätzbbares Tagebuch der Prager deutschen Juden nennen, nicht nur wegen der Nachrichten, die sie brachte, sondern auch wegen der Kommentare, in denen die Sicht dieser Juden in einer Zeit des wachsenden Faschismus und Antisemitismus sich äußerte.

Carsten Schmidt hat mit Recht dieser *Selbstwehr* über 50 Seiten seiner Arbeit gewidmet. Er bringt in fortlaufender Lektüre wichtige Themen, mitunter auch Zitate, aus denen die Stellung der Zeitschrift deutlich wird. Das letzte Heft erscheint nicht, wie oft angenommen wird, im März 1939, sondern bereits am 8. Oktober 1938. Was außerhalb Tschechiens wenig bekannt ist: nach dem Münchener Abkommen, das die Tschechoslowakei zerschlug, bildete sich die sogenannte 2. Republik unter Präsident Hácha, nachdem Präsident Beneš nach England geflohen war. Diese Republik im noch nicht deutsch besetzten Rest von Böhmen und Mähren übernahm bereits die Diskriminierung der Juden in einer Art vorausweisendem Gehorsam.

Weltsch verlor zu Ende 1938 seine Stelle als Bibliothekar. Im letzten Zug, der am 15. März 1939 Prag verließ und noch die Grenze hinter Ostrau (Ostrava) überfahren konnte, saß er mit seiner Frau und Tochter ebenso wie sein Freund Max Brod mit Frau. Auch der Schwager Emil Adler, Arzt und Freund von Felix, verheiratet mit einer Schwester seiner Frau, fuhr mit Frau und Sohn in diesem Zug. Sie kamen sicher in Palästina an. Um von den Briten die Einreise zu erhalten, hatten sie 1.000 britische Pfund vorweisen müssen, was sehr viel Geld damals war. Die Schwiegermutter von Felix verkaufte ihre kleine Fabrik und alles, was sie besaß, um den Weltschs und Adlers die Ausreise zu ermöglichen. Die kranke Frau blieb mit Paul und Elisabeth zurück.

Carsten Schmidt berichtet ausführlich über die familiäre Situation, auch über die Probleme der Eheleute miteinander, über die Schwierigkeiten in Palästina, wo auch ein aufrechter Zionist, der jahrzehntelang für Erez Israel geworben hatte, nicht überall mit offenen Armen empfangen wurde. Der Bruder half, die Freunde halfen, die bescheidene Stellung an der Universitätsbibliothek ernährte die Familie. Die Pension war gering. Geld hatte die Familie nie genug. Die öffentliche Anerkennung war spärlich. Max Brod fuhr oft nach Europa, wo er große Erfolge hatte. Felix, den er auch dorthin zu Vorträgen locken wollte, verließ Israel nicht mehr. Auf den Familienfotos, die Schmidt abdruckt, sehen wir den alten Herren, immer mit Krawatte, oft mit Weste: ein Prager Intellektueller in den staubigen Straßen der alten Stadt. Er war ein Zionist durch und durch, aber zu Hause war er nicht in Jerusalem, sondern in Prag, freilich in

einem, das es nicht mehr gab, in dem des alten Kaisers Franz Joseph und dem des alten Präsidenten Tomáš G. Masaryk.

Felix Weltsch starb 1964, vier Jahre vor seinem Freund Max Brod.

Hans Dieter Zimmermann

Klaus JOHANN/Vera SCHNEIDER (Hgg.): *HinterNational. Johannes Urzidil. Ein Lesebuch*. Potsdam (Deutsches Kulturforum östliches Europa) 2010, 372 Seiten und 17 Abb. sowie CD: *Der böhmische Akzent*. Ein Audiofeature von Ingo Kottkamp.

„Ich bin hinternational“, heißt es in dem Essay *Predella. Relief der Stadt*, in dem Johannes Urzidil sich an seine Kindheit in Prag erinnert. Ein Neologismus, der nicht nur das Leben des Schriftstellers beschreibt, sondern sich auch wunderbar als Titel des Lesebuches eignet, das zum vierzigsten Todestag des Schriftstellers im Verlag des *Deutschen Kulturforums östliches Europa* erschien und von den Literaturwissenschaftlern Klaus Johann und Vera Schneider herausgegeben wurde.

Johannes Urzidil (1896-1970) gehörte zu dem berühmten Prager Kreis um Max Brod und Franz Kafka und doch dürfte er den meisten deutschsprachigen Lesern und Leserinnen heute leider unbekannt sein – in Tschechien, Frankreich oder Italien ist er dagegen bekannter. Das könnte sich nach der Lektüre des Lesebuches jedoch ändern, denn Klaus Johann und Vera Schneider haben sich nicht nur sehr viel Mühe bei der Auswahl der Texte gegeben, sondern auch ihre Biographie deutet an, dass beide den Schriftsteller Johannes Urzidil sehr schätzen und ihn zurück in das (literarische) Gedächtnis holen möchten.

Das Lesebuch umfasst insgesamt 372 Seiten mit den Kapiteln *Passagen, Stationen, Gestalten, Bohemismus – Hinternationalismus, Stimmen* sowie *Essays* und führt somit von der Biographie Urzidils über seine Schriften zu Würdigungen seines literarischen Schaffens und seiner Personen. Eine solche Gliederung ist mehr als gelungen, denn man kann das Lesebuch von Anfang bis zum Ende lesen oder einfach in ihm blättern und so immer wieder neue Seiten des Autors entdecken.

Johannes Urzidil wurde am 3. Februar 1896 in Prag geboren. Sein Vater war katholisch, seine Mutter Jüdin. Er besuchte ein Gymnasium, erlebte den Ersten Weltkrieg, den Zusammenbruch der k.u.k.-Monarchie sowie die tschechoslowakische Republik. Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung verlor er die Stelle in der deutschen Botschaft in Prag und 1939 konnte er mit seiner Frau noch in letzter Minute die Stadt verlassen. Sie flohen zunächst nach England, später dann nach New York. In seinen Texten werden die Erfahrungen, die er gesammelt hat verarbeitet. Die Herausgeber des Bandes nutzen solche

Aussagen, um ihre biografische Skizze zu illustrieren, ohne jedoch die Verfremdungen und Vertauschungen, mit denen Urzidil in seinen Texten gespielt hat, zu vernachlässigen. Ihnen ist bewusst, dass Urzidils Schriften nicht ausschließlich biografisch gedeutet werden können. Insofern folgen die Herausgeber auch dem, was Urzidil selbst einmal über das Schreiben von Biografien geäußert hat: „Es ist immer gut, sein eigenes Leben selbst zu deuten, ehe dies andere Betrachter auf Grund äußerer und doch immer unvollkommener Symptome tun.“ Das macht die ersten 70 Seiten im Lesebuch besonders lesenswert, denn man lernt einerseits den Menschen, andererseits auch den Schriftsteller Johannes Urzidil kennen und vor allem schätzen. Die Darstellung zeigt auch, mit welchen Schwierigkeiten Urzidil im Exil kämpfte und warum er die Sprache nicht wechselte. Die nachfolgenden Auszüge aus seinem umfangreichen Œuvre machen klar, wie vielfältig Johannes Urzidil als Autor war. Auch hier wird Bekanntes und weniger Bekanntes gekonnt gemischt. Man liest Geschichten, die in Prag erschienen sind sowie Auszüge aus seinem Exilwerk.

Als Bonbon finden man im Buch noch ein Audiofeature von Ingo Kottkamp, so dass die Leser nicht nur Urzidil lesen, sondern auch hören und sich mit dem Prager Deutsch vertraut machen können. Aber auch das Glossar zeigt, dass Vera Schneider und Johann Klaus Literaturwissenschaftler/in sind und mehr als ‚nur‘ ein Lesebuch verfasst haben. In den Texten sowie in der biografischen Skizze werden zahlreiche Namen – Freunde, Schriftsteller, Philosophen etc. – genannt, die nicht allen bekannt sein dürften. Ein Verzeichnis von Kurzbiografien informiert die Leser. Hinzu kommen noch Worterklärungen, editorische Notizen und ein umfangreiches Literaturverzeichnis.

Insgesamt ist es eine überzeugende Darstellung, einen Schriftsteller zu würdigen. Zu hoffen bleibt, dass möglichst viele Leser und Leserinnen das Lesebuch und damit auch Johannes Urzidil entdecken und ihm einen Platz in der Literaturgeschichte geben.

Jana Mikota

Tina STROHEKER: *Josef Mühlberger in Eislungen* (= SPUREN, 94). Marbach (Deutsche Schillergesellschaft) 2011, 16 Seiten mit zahlreichen Abb.

Josef Mühlberger geriet 1934 dank der in der prominenten *Insel-Bücherei* publizierten und bis heute immer wieder neu aufgelegten Novelle *Die Knaben und der Fluß* ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Analog hierzu darf man das 2011 erschienene Mühlberger-Spuren-Heft der *Deutschen Schillergesellschaft* von Tina Stroheker als einen starken Impuls für eine aktuelle Rezeption des heute bei-

nahe völlig ins Vergessen geratenen Autors deutschböhmischer Herkunft erachten.

Mühlberger verlebte in Schwaben, in der Nähe von Stuttgart, die Hälfte seines literarisch produktiven Lebens. Nach dem Zweiten Weltkrieg fand der Autor, welcher sich bereits in den 30er Jahren in der kulturpolitischen Szene der Tschechoslowakischen Republik einen Namen gemacht hatte, seine zweite Heimat in eben jener Gegend, die mit von ihm bewunderten Klassikern der deutschen Literatur wie etwa Schiller, Mörike, Hölderlin, Hesse verbunden war. Der Autor blieb in seinen größeren prosaischen Werken (z. B. die Romane *Licht über den Bergen*, *Das Tal der Träume*, *Bogumil*) zwar den Regionen seiner geliebten und später vermissten Heimat verhaftet, Schwaben bot ihm jedoch eine neue Identifikationsebene. Mühlberger – seinen eigenen Worten nach ins Paradies vertrieben – ging scheinbar mühelos auf das Angebot der neuen Heimat ein. Besonders das omnipräsente staufische Kulturerbe, das dem Autor eine Brücke zum geliebten Süden war, hinterließ in seinem populärwissenschaftlichen und essayistischen Werk starken Nachhall.

An Tina Strohekers Publikation ist vieles zu loben: Zuvorderst besticht die stilvolle Ausführung, die dem Inhalt des Heftes um nichts nachsteht. Vor allem ist jedoch der Grundtenor von Strohekers Darstellung hervorzuheben, da sie sich nämlich abseits jedweder Glorifizierung des Autors bewegt, wie sie in vielen wissenschaftlichen Studien anzutreffen ist, und für ihren Text alle biographischen Tatsachen auswertet, auch solche, die oft von Seiten engstirniger Wissenschaftler entweder ganz eliminiert oder wenigstens banalisiert wurden. Der erste Blick auf die Forschungsliteratur zur Person und zum Werk Josef Mühlbergers zeigt, dass das Maß an wissenschaftlichem Interesse – vergleicht man die erste Hälfte seines Lebens und Schaffens (also den Zeitraum von 1903 bis ungefähr 1939), und die zweite Hälfte (Mühlberger starb 1985 in Eislingen) – höchst unproportional ausfällt. Mühlbergers Biographie, Wirkung und Werk vor dem Zweiten Weltkrieg wurde von der Mühlberger-Forschung ziemlich detailliert erforscht, wenig Aufmerksamkeit erfuhr jedoch die Nachkriegsphase. Wenn auch einzelne, eher skizzenhafte und nicht selten selektive Darstellungen vorliegen (bis heute gibt es keine Biographie des Autors!), ist Strohekers *Spuren*-Heft mit Sicherheit jene Publikation, die die biographischen Daten am eingehendsten zur Verfügung stellt. Es ist nur am Rande daran zu erinnern, dass unzählige Dokumente, wie etwa Briefe, Tagebücher und Manuskripte, in dem privaten *Schriftgut-Archiv Ostwürttemberg* seit mehr als 25 Jahren unerschlossen liegen und der wissenschaftlichen Öffentlichkeit der Zugang zu diesen Materialien verwehrt wird.

Einem pangyrischen Umgang mit Josef Mühlberger als Brückenbauer und Völkerverständiger zieht Stroheker nüchterne Objektivität vor, eine Einstellung, die innerhalb der Mühlberger-Forschung keine Selbstverständlichkeit

darstellt. Das Leben und Werk Mühlbergers ist von mehreren kulturpolitischen Vereinhaltungen belastet: Vor dem Krieg wurde er im Rahmen der kulturpolitischen Kämpfe zwischen Deutschen und Tschechen von der sudetendeutschen Seite als ‚perverser und verslawter Tscheche‘ denunziert. In der Nachkriegszeit ließ sich Mühlberger von eben denselben Kreisen zu einem Brückenbauer, Grenzgänger und Völkerverständiger umdeuten. Mühlberger wurde in Kreisen der Sudetendeutschen und Vertriebenen als ‚unser‘ großer Dichter stilisiert, im gesamtdeutschen Kontext wurde er dagegen als ein anachronistischer, suspekt heimattümelnder Dichterling wahrgenommen. Die politische Instrumentalisierung, welche noch in aktuellen Beiträgen zu Mühlberger, wie etwa in der einleitenden Studie von Frank-Lothar Kroll zu den zweibändigen *Ausgewählten Werken* 2004 zu spüren ist (MÜHLBERGER 2004), ist Stroheker völlig fremd. So will sie etwa die Tatsache nicht eskamotieren, dass Mühlberger de iure nicht vertrieben wurde, sondern dass er sich selbst entschieden hatte, seine Heimat zu verlassen. Sie zelebriert Mühlberger nicht als einen unbedingt politisch integren Antifaschisten, wie dies meist der Fall war, und will auch die Tatsache von Mühlbergers Homosexualität nicht verschweigen, wegen der der Autor inhaftiert wurde. Mühlbergers Bemühung um ein kulturpolitisches Arrangement mit den Nationalsozialisten und dessen Auswirkung auf sein Werk, die vor allem auf die Tatsache einer unbehausten Existenz eines Männer liebenden Mannes in einer homophoben Zeit zurückzuführen ist, wären immer noch einer eingehenden Studie wert. Die Auswirkung dieses biographischen Aspektes auf Mühlbergers Schaffen, das von einer sublimen ästhetischen Camouflage beherrscht wird, deutet Stroheker deutlich an, wenn sie etwa den in der Forschungsliteratur beinahe gar nicht besprochenen und von Thomas Mann als „miserabel und wirr“ (MANN 1991: 263) eingestuften Tschaikowsky-Roman *Im Schatten des Schicksals* thematisiert, der immerhin philologisch von Interesse sein mag. Dass Mühlbergers erwünschte und besungene Heimat, auch wenn er in der Tat mit bestimmten Regionen eng verwachsen war, eine eher nicht territorial abgesteckte, sondern existenziell erlebbare Heimat war, darf aus den Zeilen Strohekers eindeutig herausgelesen werden. Dies scheint mir ein wichtiger Schritt innerhalb der Mühlberger-Forschung zu einer nützlichen Entregionalisierung des Autors und seines Werkes. Was auf den ersten Blick (in Hinsicht auf den Titel des Heftes) paradox erscheinen mag, erweist sich als die Tat einer wissenschaftlich fundierten regionalen Forschung.

Wenn der versierte Historiker und Literaturwissenschaftler Bernd-Ulrich Hergemöller in seinem Lexikon *Mann für Mann* im Mühlberger-Lemma darüber klagt, dass „bis heute [...] eine historisch-kritische Gesamtausgabe seiner [d.h. Mühlbergers] Werke, eine wissenschaftliche Darstellung seines Lebens auf dem Hintergrund der politischen Verhältnisse sowie literaturwissenschaftliche Untersuchungen jeder Art [fehlen]“ (HERGEMÖLLER 2010: 853), so lässt sich

diese Kritik entweder als ein gravierender Fehler bei der Quellenrecherche sehen oder aber als überpointierte Kritik an der Qualität des Vorgefundenen. Wie dem auch sei, die vorliegende Publikation der *Deutschen Schillergesellschaft* und der Autorin Tina Stroheker ist ein Schritt in die richtige Richtung und relativiert deswegen Hergemöllers harsches Urteil.

### Literatur

HERGEMÖLLER, Bernd-Ulrich (2010): Josef Mühlberger. – In: Ders. (Hg.), *Mann für Mann. Biographisches Lexikon zur Geschichte von Freundschaft und mann männlichen Sexualität im deutschen Sprachraum*. Bd. 1. Berlin: Lit, 852f.

MANN, Thomas (1991): *Tagebücher 1949-1950*. Hrsg. von Inge Jens. Frankfurt/Main: Fischer.

MÜHLBERGER, Josef (2004): *Ausgewählte Werke*, 2 Bde. Hrsg. von Frank-Lothar Kroll. Bonn: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen.

Lukáš Motýčka

Renata CORNEJO: *Heimat im Wort. Zum Sprachwechsel der deutsch schreibenden tschechischen Autorinnen und Autoren nach 1968. Eine Bestandsaufnahme*. Wien (Praesens) 2010, 598 Seiten.

Der Sprachwechsel, eines der „irritierendsten literarischen Phänomene der Moderne“, ist Ausgangspunkt der voluminösen Studie, die Renata Cornejo vorgelegt hat. Am Beispiel ausgewählter Exilanten untersucht sie Phänomene des sprachlich-literarischen Wechsels u. a. bei Jan Faktor, Ota Filip, Jiří Gruša, Pavel Kohout, Libuše Moníková, Milena Oda. Dabei geht die Verfasserin, die explizit eine Bestandsaufnahme von tschechisch-deutschen Sprachwechselpheänomenen vorlegen möchte, von fünf leitenden Fragen aus: Im Fokus des Interesses stehen zunächst die Auswirkungen auf die jeweiligen Identitätsbestimmungen in der (Fremd)-Sprache, dann die Konsequenzen dieses Wechsels auf die Sprache selbst bzw. deren Reflexion, die Rolle des Sprachwechsels im Hinblick auf die Konstitution der eigenen Identität, also die immer wieder thematisierte ‚Heimat im Wort‘, ferner die Konsequenzen des Sprachwechsels auf das literarische Schreiben. Abschließend werden Aspekte divergenter Rezeptionen in der neuen und alten Heimat in den Blick genommen.

Unter dem Aspekt der Emigration nach 1968 hebt die Vf. vor allem die Rolle Franz Kafkas hervor, vermerkt aber auch eine zweite Kafka-Welle nach 1989, mit der insbesondere das Interesse auf Kafkas Verhältnis zu Prag, auf die jüdischen Lebenswelten, auf Einflüsse der deutschböhmischen Literatur und

mitteleuropäische Traditionskontexte sowie auf die Beziehungen zur tschechischen Literatur und Sprache gelenkt wurden. Kafka avancierte zu einer Leitfigur im Paradigma der Moderne bzw. eines multikulturellen und -lingualen Prag, aber auch einer Leitfigur kafkaesker Realitäten sowie des Typus eines modernen Künstlers mit innerer Zerrissenheit und Entfremdungserfahrung. Darüber hinaus avancierte Kafka zum vorbildhaften Exilautor, Kafka wurde der „Prototyp“ eines „Polyexilanten“.

Die Vf. wendet sich dann dem Sprachwechsel zu, verstanden als „Wechsel eines Individuums von einer Sprache zu einer anderen“ (99), den sie mit einem Exkurs über die Geschichte des deutsch-tschechischen Bilingualismus eröffnet, wobei – so Anil Bhatti – heute die literarische Produktion in der Muttersprache längst nicht mehr als „einziger authentischer Weg zum kreativen Schreiben, zur Wahrheit oder dem letzten Grund“ zählt (125). Jedenfalls wird das Phänomen des Sprachwechsels bei Jiří Gruša, Ota Filip und Pavel Kohout sowie Vertretern der jüngeren Generation untersucht, um dann Fragen der Auswirkungen der „Wahlsprache Deutsch“ auf das literarische Schreiben zu thematisieren. Dabei könnten bestimmte, aus den Forschungen zur Migrationsliteratur entwickelte Kategorisierungen (von Hierarchisierung und Entfiktionalisierung über Psychologisierung bis hin zum Trivialisierung und Stereotypisierung), die auf eine Tendenz zur Exotisierung in der Wahrnehmung einer als fremd eingestuften Literatur weisen, durchaus sinnvoll auf die Gruppe der Sprachwechsler übertragen werden, brechen diese doch aus den nationalkulturellen Traditionen und Narrativen aus und konstituieren möglicherweise das aller nationalkulturellen Vorstellung zutiefst zuwiderere Dritte bzw. Andere, welches das zentrale Gebot eines Tertium non datur unterläuft. Als ein zentrales Kennzeichen der Sprachwechselliteratur wird dabei das der Dialogizität z. B. bei den Texten Moníkovás oder Grušas herausgearbeitet. Aspekte der Identitätskonstruktion bzw. der Konstruktion von Heimatentwürfen werden anschließend thematisiert, wobei die Vf. auf narrative, autobiographische („mitgebrachte“) und interkulturelle Konzepte zurückgreift. Identitätskonstruktionen werden als Charakteristikum der Sprachwechsler mit dem Ergebnis nach Homi Bhabha hybrider / transkultureller dritter Räume herausgearbeitet, in denen die literarischen Werke zu verorten seien. Entsprechend kann die Vf. als zentrale Themen der unterschiedlichen Autoren die Auseinandersetzung mit Heimat als imaginierter Utopie, dem Exil als existentieller Grenze und den daraus resultierenden Identitätskrisen identifizieren. Alle untersuchten Autoren sind Grenzgänger, die sich gegen die Monologe des Totalitären, ja z. T. gegen nationale Prägungen oder Zuordnungen zur Wehr setzen, und zwar über die Dekonstruktion der stereotypen Eigen- und Fremdbilder, als kultureller Mittler und Übersetzer, als Übersetzer und Nachdichter auch der eigenen Texte, dabei aber eben auch die Erfahrung angesichts ignoranter Literaturkritik, fehlerhaf-

ter Übersetzungen, politisch und literaturwissenschaftlich bedingten Rezeptionshürden einer fremd gewordenen Heimat machen, die eine sprachliche und damit nationalliterarische Einordnung verhindert.

Abschließend wird eine Perspektive auf Spezifika im Sinne einer böhmischen bzw. mitteleuropäischen Literatur über Themen (z. B. tschechischer / jüdischer Humor), Status (eine minoritäre Literatur), autobiographische und intertextuelle Bezüge sowie rezeptionsästhetische Fragen eröffnet, mit der ein wichtiges Forschungsfeld skizziert wird.

Renata Cornejo hat eine wichtige Arbeit vorgelegt, welche erstmals systematisch das Feld des tschechisch-deutschen Sprachwandels unter literarischen Aspekten beleuchtet und somit den Blick auf einen zentralen Teil der zeitgenössischen mitteleuropäischen Literatur lenkt.

*Steffen Höhne*

Nadežda ZEMANÍKOVÁ: *Búranie múrov. Podoby a premeny východného Nemecka v nemeckej próze po roku 1989* [Das Einreißen der Mauern. Formen und Wandlungen Ostdeutschlands in der deutschen Erzählliteratur nach 1989]. Banská Bystrica (Fakulta humanitných vied, Univerzita Mateja Bela v Banskej Bystrici) 2009, 264 Seiten.

Die zu besprechende Arbeit der slowakischen Germanistin Nadežda Zemanikova geht aus ihrer Dissertationsschrift hervor, die im Jahr 2008 an der Philosophischen Fakultät der Comenius-Universität angenommen wurde. Das bedeutet u. a., dass sie in erster Linie für das slowakische Fachpublikum geschrieben wurde. Ein weiterer Aspekt dieses Buches, unschwer zu erkennen, ist, es ist für breitere Leserschichten gedacht. Kaum eine zweite Arbeit vermittelt in der slowakischen Sprache ein derart komplexes und dennoch scharf konturiertes Bild des kulturellen Wandels Ostdeutschlands nach 1989 wie gerade dieses hier. Darum möchte ich auf einige Punkte zu sprechen kommen, die es mir schwer fallen würde, sie nicht zu erwähnen.

Zuallererst ist festzuhalten, dass das Buch keiner Tendenz nacheifert. Die Autorin geht weitgehend nüchtern und dennoch gefühlvoll Themen an, über die nicht nur im deutsch-deutschen Dialog viel polemisiert wurde, sondern die auch international reflektiert wurden. Da ist es nur zu begrüßen, dass die Autorin explizit die Problematik der Tendenz, der Entstehung und Wiederverwertung vorgefasster Meinungen, anspricht und diese auch sichtbar macht. Und das in einer atemberaubend packenden Art. Damit meine ich nicht nur den einnehmenden Stil und die einleuchtende Argumentationsstrategie, oder die wohlüberlegte Gliederung, sondern vielleicht eben die Fähigkeit, in einem der-

art hoch-komplexen Diskurs-Gewebe Muster zu erkennen und zu beschreiben, wie es nicht vielen gelingt. Klar, ohne langjährige minutiöse Recherchen und ein gewissenhaftes Quellenstudium, aber auch ohne eine gewisse Begeisterung der Autorin für dieses Thema wäre eine solche Leistung gar nicht denkbar, denn die Wende kann als Phänomen immer reduziert werden, indem sie immer aufs Neue konstruiert wird.

In der Literaturwissenschaft können wir auf eine ganze Bandbreite von Arbeiten zurückblicken, die sich zur Aufgabe gemacht haben, das Erscheinungsbild der beiden deutschen Literaturen kritisch zu reflektieren. Der literaturgeschichtliche Diskurs ist in diesem weiten Feld äußerst komplex, da dieses Phänomen die vermeintlichen Grenzen der eigenen Disziplin erst recht fraglich macht. Historiker, Soziologen, Kunsthistoriker, Politologen, Psychologen, Literaturwissenschaftler usw. begegnen einander in einem Diskurs, der an seiner Brisanz mehr als 20 Jahre „danach“ nichts verloren hat und für die Forschung immer noch eine große Herausforderung bleibt.

Die vorliegende Arbeit weist einige Vorteile auf. Zum einen ist es die bereits erwähnte interdisziplinäre Komponente, die wiederum voraussetzt, dass hier methodologisch vorsichtig vorgegangen werden muss. Die Autorin wählte einen sehr guten Weg. Für ihre Zielsetzungen wendet sie ein integratives methodisches Modell an, ohne jedoch eklektizistisch zu sein. In erster Linie ist es die Theorie des kulturellen Gedächtnisses des Ehepaares Aleida und Jan Assmann, die für die dieser Arbeit zugrunde liegende Forschung maßgebend war. Darüber hinaus werden hier Erkenntnisse aus dem Bereich der Erforschung der kollektiven bzw. nationalen Identität integriert und generations-spezifische Betrachtungen mitberücksichtigt. Hermeneutisch orientierte Textanalysen werden durch sozial-historische Reflexionen und diskurs-analytisch motivierte Exkurse bereichert. Insgesamt entspricht dieser theoretische Hintergrund den Intentionen und Grundannahmen der Autorin und er bietet ihr einen gewissen Freiraum auch für wertende Stellungnahmen, obwohl sie diese weitestgehend vermeiden möchte, was aber insgesamt keinen Verlust bedeutet.

Die zentrale Frage dieser Arbeit ist, wie in der Erzählliteratur des ersten Jahrzehnts nach der Wende die ehemalige DDR retrospektiv reflektiert wird, oder anders, auf welche Weise kulturelle Prozesse der DDR literarisch realisiert wurden, u. zw. sowohl formal, wie auch inhaltlich. Ein zweiter, nicht minder wesentlicher Aspekt, ist der Anspruch, dem slowakischen Publikum einen Ausschnitt der deutschen Literaturgeschichte zu vermitteln, der von der slowakischen Germanistik vielleicht ein bisschen stiefmütterlich behandelt wurde.

Die Erinnerungskultur ist, wie die Autorin schreibt, ein Spiegel der Gegenwart, so schöpft die Arbeit ihre Aktualität gerade aus dieser Erkenntnis, denn das Hier und Jetzt bestimmt, was war, und dieses Moment der Gegenwart der Erfahrung realisiert sich einzig und allein in der Kommunikation.

Dementsprechend weiß auch die Autorin als Literaturwissenschaftlerin, dass es ohne die Analyse der literarischen Kommunikation nicht möglich ist, die historische Erfahrung in ihrer Konstruiertheit zu erfassen. Literarische Bilder von der Erfahrungswelt der ehemaligen DDR bewertet sie im Zusammenhang des gesamtgesellschaftlichen Diskurses von der Auflösung der DDR und der Wiedervereinigung der beiden Staaten. Diesem Diskurs ist das erste Kapitel gewidmet, wobei auch hier schon sehr differenziert vorgegangen wird und der gesamtgesellschaftliche Diskurs der Wende und der Nach-Wende-Zeit sowohl aus der Perspektive des viel beachteten Generationskonfliktes angegangen wird, wie auch als ein kultureller Konflikt konzeptualisiert wird.

Als ein Blick von außen wird diese Arbeit aber kaum wahrgenommen werden können, da interkulturelle Kommunikation nicht als Teil des zu analysierenden Diskurses betrachtet wird. Vielmehr konzentriert sich die Autorin auf die diskursive Materie als einen Produkt der kulturellen Identitätsbildung und die damit verbundenen und tatsächlich stattgefundenen Umbrüche in allen erdenklichen Erscheinungsformen (sozial, historisch, politisch, generationell, kollektiv, national, personell etc.) erkundet.

Oft geht es nur um flüchtige Befindlichkeiten, die wichtige Indizien einer sich herausbildenden kollektiven Identität sein können. Daran haben nicht unwesentlich Medien Teil. Die mediale Wirklichkeit prägt das kollektive Bewusstsein enorm, in erster Linie geschieht dies aber im Zuge der Kommerzialisierung der DDR-Vergangenheit. Der Macht der Medien wird in dieser Arbeit entsprechend genug Beachtung geschenkt. Das erste Kapitel stellt einen Abriss der Erforschung der DDR und der kulturellen Identität des ostdeutschen Volkes vor und nach der Wende dar.

Das zweite Kapitel konzentriert sich bereits auf die Literatur der 1990er Jahre, auf das literarische Leben mit seinen Handlungsrollen und Akteuren. Und gerade hier kommt die Theorie des kulturellen Gedächtnisses des Ehepaares Assmann so richtig zum Tragen, wodurch literarische Texte als Operationseinheiten in den Prozessen der Identitätsbildung erklärt werden.

Die deutsche Erinnerungskultur hat, wie alle anderen Diskurse, ihre spezifischen Merkmale, die es zu erfassen und zu beschreiben gilt. Das literarische Feld war mit ein Schauplatz und Schlachtfeld der deutsch-deutschen Diskussion. Der bald einsetzende Literaturstreit zog weite Kreise und wiederum kam es zum Austausch von Befindlichkeiten. Die Lektüre dieser Arbeit ist auch in diesem Punkt äußerst spannend, sie bietet aber gleichzeitig einen grandiosen Überblick über den aktuellen Forschungsstand. Nicht selten bringt sich die Autorin aber doch ins Spiel und fällt Urteile, bzw. nimmt Stellung, verteidigt bestimmte Positionen und prangert andere an. Dies vor allem wo es darum geht, die Arroganz und Ignoranz einiger meinungsbildender Organe sichtbar zu machen.

Ein nächster Punkt, den ich gerne erwähnen möchte, ist, dass diese Arbeit auch literarhistorisch einen sehr hohen Wert hat. Der literaturgeschichtliche Begriff der Wendeliteratur wird in seiner Schwammigkeit erneut überdacht und auf die vielen möglichen Lesarten hingewiesen. Die literaturwissenschaftliche Reflexion der Wendeliteratur fällt dementsprechend vielschichtig aus.

Die beiden letzten Hauptkapitel stellen bereits Ausschnitte aus dem Kanon der Wendeliteratur dar. Es werden hier zum einen Texte analysiert, in denen Formen der Komik bzw. der komischen Wende verwendet werden. Für die einzelnen Formen des Komischen stehen exemplarisch Texte von Thomas Brusig, Kerstin Hensel, Jens Sparschuh, Katja Lange-Müller und Anett Gröschner. Auch hier fehlt eine einleitende konzeptionelle Überlegung und eine Einführung in die Theorien der komischen Formen bzw. des Komischen nicht, was die Lektüre wesentlich sinnvoller gestalten lässt.

Das vierte und letzte Kapitel behandelt die Problematik der Funktion des Minimalismus, bzw. des multiperspektivischen Erzählens in der Literatur der 1990er Jahren. Diese wird im analytischen Zugriff auf den Roman *Simple Story* von Ingo Schulze aufgerollt.

Für den Leser sehr interessant sind bestimmt auch die drei Interviews im Anhang, die die Autorin während ihres Aufenthaltes in Jena bzw. in Berlin mit Kerstin Hensel, Anett Gröschner und Ingo Schulze persönlich führte. Darin bestätigen sich einige ihrer wesentlichen Hypothesen und man kann sie daher besser im Gesamtzusammenhang dieser Arbeit verstehen.

Die besprochene Arbeit lässt selbstverständlich viele Fragen unbeantwortet, sie wirft aber auch neue Fragen auf. Für die Germanistik, aber nicht nur für sie, ist zu wünschen, dass dieses Buch weitere Diskussionen anregt, denn die Problematik selbst, und gerade jetzt, mehr als 20 Jahre danach, wird möglicherweise in einer neuen Emergenzebene aufgehen und die Erfahrungswelt der jüngsten, die Wendezeit nicht bewusst erlebten Generation, aufnehmen.

*Roman Mikeláš*

Renata CORNEJO/ Jana HRDLÍČKOVÁ/Karin S. WOZONIG (Hgg.): *Differenz und Hybridität: Grenzfiguren als literarischer Topos* (= Aussiger Beiträge. Germanistische Schriftenreihe aus Forschung und Lehre, 4). Ústí nad Labem 2010, 224 Seiten.

In drei Themenfelder – *Literarische Wertungen*, *Figuren des Hybriden* und *Identitätskonzepte als Grenzüberschreitungen* – ist die letzte Nummer der *Aussiger Beiträge* zum Thema „Differenz und Hybridität“ gegliedert. Da die Zuordnung der Beiträge nicht immer ganz eindeutig ist, empfiehlt es sich, einen eigenen Lektüreweg durch das Heft zu wählen.

Herausragend ist der Beitrag von Gottfried Schnödl, der rekurrierend auf die politische Ökologie Bruno Latours einen Vorschlag für eine Relektüre von Alfred Döblins Roman *Berge, Meere und Giganten* (1924) macht, der die „Unmöglichkeit einer Trennung von Natur und Gesellschaft“ (68) hervorhebt. Gegen einen „anthropozentrischen Pessimismus“, der Mensch und Natur in einem andauernden Kampf sieht, und gegen die Vorstellung eines „harmonischen Gleichgewichts“ der Natur, in das der Mensch als „Störfaktor“ eingreift (71), steht „Döblins dritte Natur“ (72), die „die Existenz von Gesetzen und kausalen Zusammenhängen“ (73) leugnet. Die in einer solchen Welt lebenden Mischwesen sind ‚genuin‘ hybrid (vgl. 69), oder mit Latour gesprochen „haarige Objekte“. Wenn es in der ‚Zueignung‘ zu *Berge, Meere und Giganten* heißt: „Wir sind diese Welt.“ (76), sieht Schnödl darin eine „Unsicherheit der Identität, die jederzeit in Transformation begriffen“ (76) ist. Aber anders als etwa für Musil ist das für Döblin kein intellektuelles Erkenntnisproblem, sondern etwas, das den Körper, die Leibhaftigkeit des Menschen betrifft.

Eine theoretisch angeleitete Lektüre kann neue, spannende Perspektiven eröffnen. Ein Gegenbeispiel dafür ist Hans-Joachim Schotts Hebbel-Beitrag, der Holofernes als Übermenschen im Sinne Nietzsches auffasst und ihn mit dieser -- philosophisch ambitionierten -- Momentaufnahme aus der Figurenkonstellation des Dramas heraus löst. Bezeichnend ist, dass dieses „Re-Reading eines Klassikers“ (7) ganz ohne die Titelheldin des Dramas auskommt. In literaturwissenschaftlicher Hinsicht bleibt diese Interpretation von *Judith* (1840) deshalb unbefriedigend.

In ihrem Beitrag *Beyond the Eithier/Or?!* präsentiert Angelika Baier die „sexuelle Differenzierungsstörung“ (80) des Hermaphroditismus als ein Konzept, das „die konstitutive Macht naturwissenschaftlicher Körperdiskurse offen zu legen“ (81) vermag. Überzeugend belegen kann sie das am Beispiel von Ulrike Draesners Roman *Mitgift* (2002). Diese „narrative Konstitution des hermaphroditischen Körpers“ (79) kann dabei auch zeigen, „dass die Theoreme der poststrukturalistischen Theoriebildung kaum an die konkreten Erfahrungen von Anita und Aloe [den durch ungesicherte Geschlechtszugehörigkeit ausgewiesenen Protagonistinnen des Romans; C.H.] angeschlossen werden können.“ (90) Erstaunlicherweise behandeln nur wenige der dem Thema Hybridität und Differenz gewidmeten Heft der *Aussiger Beiträge* genderspezifische Aspekte.

Jana Hrdličková's Interpretation von Marie Luise Kaschnitz' Selbstfindungsbuch *Wohin denn ich* (1963) stellt diesen meist auf Autobiografisches verkürzten Text als einen „Bildungsroman des Alters“ (115) vor. In ihrer detailgenauen Lektüre kann Hrdličková aufweisen, wie Kaschnitz die Grenze zwischen Leben und Tod konstituiert, um sie dann aufheben zu können. Diese auf Ganzheitlichkeit zielende Bestrebung von Kaschnitz bleibt jedoch stets gebrochen, wie der für das Buch zuerst in Erwägung gezogene Titel verrät: „Bis es mir

schön wird, das Schreckliche“ (119). Nicht zuletzt die in *Wobin denn ich* eingearbeiteten intertextuellen Bezüge profilieren die dezidiert ästhetische Position der Autorin. Wenn etwa mit Rekurs auf André Gide „die Fähigkeit zu leiden“ in den Begriff des Glücks integriert wird, dann, so folgert Hrdličková, „ebnet sich auch der Ausgleich zwischen Jenseits und Diesseits in einem dritten, hybriden Raum den Weg“ (121).

Einige der im Heft vertretenen Beiträge, die sich auf Homi K. Bhabhas Konzept der Hybridität beziehen, wenden es ins Positive und nutzen es zu einem Plädoyer für mehr Toleranz. So interpretiert Constantin Sonkwé Tayim in seinem Beitrag Heinrich Heines *Rabbi von Bacherach* (1840) als „Inszenierung des Dialogs zwischen dem anscheinend orthodoxen Juden Abraham und dem konvertierten Juden Abarbanel“ (55). In ihrer „topografische Gegebenheiten“ (95) und „narratologische (Un-)Ordnungen“ (101) hervorhebenden Interpretation von *Das Haidedorf* (1844) und *Kazensilber* (1853) weist Nicole Bischoff auf die „alte Frau als Grenzgängerin in Adalbert Stifters Erzählungen“ (95) hin. Dabei wird die Großmutter als Figur identitätsstiftenden Erzählens und Erinnerns thematisiert (vgl. 106f.). Weiterreichende Bezüge zu dem aktuellen generationengeschichtlichen Diskurs könnten leicht hergestellt werden.

Mit dem theoretischen Rüstzeug der ‚littérature mineure‘, die Deleuze und Guattari zufolge dreifaches leistet – „Deterritorialisierung der Sprache, Koppelung des Individuellen ans unmittelbar Politische, kollektive Aussagenverkettungen“ (130) –, lesen Katharina Manojlovic und Harald Schmiderer *Die Wiederholung* (1986) von Peter Handke. Ausgehend von den „poetologischen Selbstcharakterisierungen“ (128) des Autors und durchaus skeptisch gegen seine „mythischen Sinnstiftungen“ (136) arbeitet der Beitrag mit dem Protagonisten der Erzählung, einem Nachfahren der Kärntner Slowenen, ein Leben in einem „kulturellen Zwischenraum“ (127) heraus. Die Hybridität der Minderheitenkultur ist auch Thema von Arvi Sepp, der sich mit der deutschsprachigen Literatur in Belgien beschäftigt und dabei die „Vielgestaltigkeit der zwischenräumlichen Identitätskonstellation“ (20f.) im Sinne Bhabhas betont. Es ist ein Verdienst dieses Beitrags, mit dem das Themenheft der *Aussiger Beiträge* eröffnet wird, auf diese wenig bekannte Literatur aufmerksam zu machen, zumal „Belgien eine Europäische Union im Kleinen“ ist (22), wie Van Istendael 2003 ausgeführt hat.

Die deutschsprachig-belgische Gegenwartsliteratur zeichnet sich [...] beinahe ausnahmslos durch eine kritische Distanzierung von ethnischem Nationalismus und borniertem Regionalismus aus und hält an der Idee der ‚belgitude‘ als einem emanzipatorischen Prinzip interkultureller Toleranz und kosmopolitischer Offenheit fest. (22)

Durchaus im Mainstream, aber mit unkonventioneller Akzentuierung ist Carmen Bescansa Leirós' Lektüre von Thomas Brussigs Roman *Wie es leuchtet*

(2004), die die „Wende als Problematisierung von Grenzen“ (139) begreift. Die parodistischen Elemente des Romans im Hinblick auf die „selbstgestaltete[.] Identität“ (144) zusammen mit genderspezifischen Aspekten lassen die im Roman geäußerte (utopische) Hoffnung auf Veränderungen als völlig unkalkulierbar erscheinen (149). Einen mutigen Vorstoß wagt Tabea Dörfelt-Mathey, die sich mit zwei Skandalbüchern auseinandersetzt: Else Buschheuers *Ruf! Mich! An!* (2000) und Charlotte Roches *Feuchtgebiete* (2008). Der Beitrag kann zeigen, wie die Literaturkritik diese beiden Romane „meist auf eher fragwürdigem Niveau diskutiert“ (39), was oft mit einer Abwertung der Autorinnen einher geht. Demgegenüber fordert Dörfelt-Mathey mehr Seriosität, die vor allem für eine wissenschaftliche Literaturkritik zu gelten hätte, der eine wichtige Funktion für die Kanonisierungsprozesse zukommt und die anders als die tagesaktuelle Literaturkritik historische Kontextualisierungen und Reflexionen vornehmen kann. Deshalb plädiert Dörfelt-Mathey auch für eine Aufnahme in den ‚historizistischen Kanon‘.

Ergänzt wird das vielfältige und sehr anregende Themenheft *Differenz und Hybridität* durch einen ausführlichen Serviceteil (ca. 60 Seiten), der Rezensionen (außerhalb des Themenschwerpunkts) und aktuelle Berichte, u.a. zu Tagungen in Ustí nad Labem, Wien und Brünn, enthält. In den *Aussüßer Beiträgen*, einer Zeitschrift, die sich dem Peer-Review-Verfahren unterzieht, haben diesmal viele NachwuchswissenschaftlerInnen eine Publikationschance bekommen.

Carola Hilmes

Peter HASLINGER: *Nation und Territorium im tschechischen politischen Diskurs 1880-1938* (= Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 117). München (Oldenbourg) 2010, 531 Seiten und 20 Abb.

Seit einigen Jahren spricht man in den Geistes- und Kulturwissenschaften von einer Wiederkehr des Raumes, in dem sich die Zeit lesen lasse. Dass die Ergebnisse dieses spatial turn auch auf eine diskursanalytisch kontaminierte Geschichtswissenschaft anzuwenden sind, davon gibt Peter Haslinger ein überzeugendes Beispiel. Ausgehend von der Erkenntnis, dass man mit dem Argument Raum im politischen Diskurs nicht nur Informationen über Lage und Entfernung, sondern immer auch weitere nicht-territoriale Konnotationen erhält, wird einem Territorium „eine kollektive symbolische Bedeutung“ zugewiesen (11), die zugleich eine wichtige Basis für argumentative Logiken bereitstellt. Die Herstellung von „gemeinschaftlich geteilten, territorialen Relationen“ erfolgt dabei auf der Basis von kommunikativ erzeugten und performativ eingeübten Grenzziehungen sowie von „Nähe- und Distanzvorstellungen“ (12). Die

Stiftung von Konkordanz erweist sich somit als Voraussetzung für kollektive Handlungs- und Konfliktmuster.

Ausgehend von den Vorannahmen des spatial turn unternimmt der Vf. einen Anschlussversuch an zentrale Fragen des linguistic turn, um über eine Verbindung von Raum und Diskurs einen Anschluss an die Nationalismusforschung vorzunehmen:

Im Zentrum steht der Raum als zentrales Paradigma des nationalen Diskurses, d. h. die Frage nach den verhandelten Themen und den medialen wie institutionellen Rahmungen sowie nach der sozialen Reichweite des Diskurses, aber auch nach den Argumenten, welche die Binnendifferenzierung und Außenabgrenzung, die zeitliche Kontinuität und die Bezüge des nationalen Raums zur nationalen Wir-Gruppe betreffen. (38)

Hiervon leiten sich Kernfragen nach der „Wirkungsmacht von Konstrukten nationaler Wir-Räume“ und den jeweiligen „Modi der Produktion, Transformation und Repräsentation“ ab (34), die sich in entsprechenden politisch-programmatischen Positionen materialisieren.

Bezogen auf den Fallstudie Böhmisches Länder in dem gewählten Untersuchungszeitraum zeichnet sich eine Nationalisierung von Bildung, Kultur und Politik entlang der hochsprachlichen Trennlinien (57) und unter den Bedingungen der medialen Expansion, eine Kommunikationsmultiplikation, ab mit dem Ergebnis, dass breite Teile der Bevölkerung von Gefühlen kollektiver Fremdbestimmtheit und einer ständig präsenten Konkurrenzsituation geprägt waren (67). In diesem Prozess bilden sich in den Böhmisches Ländern bekanntlich nationale, antagonistisch zueinander stehende Gruppierungen heraus, denen es gelingt, alternative Identifikations- und Integrationsmuster jenseits sprachnationaler Kriterien zu marginalisieren. Das Staatsrechtsmotiv auf tschechischer Seite fungierte dabei als argumentatives Mittel zur Herstellung einer kronlandübergreifenden nationalen Integration von Böhmen, Mähren und Schlesien (67) auf der Grundlage einer föderalen Ordnung, die auf dem Prinzip der Rechtskontinuität und unveränderter Länderterritorien bestehen sollte (68). Dieses Argumentationsmuster ließ sich gegen unterstellte autonomistisch-separatistische Ambitionen aufseiten der Deutschböhmen einsetzen, war aber diskursiv in weitere austro- und neoslavische Wechselseitigkeitsvorstellungen verankert. In dieser Argumentation ist bereits die Vorstellung von einem fest umrissenen, mit historisch-rechtlicher Individualität versehenen und im Kern tschechischen Gebiet zu erkennen. Das diskursive Erbe des Bohemismus als supranationale Variante lässt sich lediglich in Vorstellungen von der Einheit Böhmens – unabhängig von sprachlichen Zuordnungen – und in Motiven der juristischen Gleichberechtigung beider nationaler Gruppen erkennen (99). In besonderem Maße integrativ wirkende diskursive Ereignisse waren die Tschechoslawische ethnographische Landesausstellung von 1895, die erfolgreiche Stilisierung Mährens und Schlesiens im tschechisch-nationalen Diskurs vor 1914,

ferner die Einbeziehung der Slowakei als „ethnostrategische Erweiterungsoption.“ (105) In dieser diskursiven Aneignung eines Territoriums wurden weitere Probleme diskutiert, so dass Verhältnis von Nationalität und kleiner Nation, womit eine geopolitische Selbstpositionierung der tschechischen Nation erfolgte, in der Bezug auf die moralische Dimension politischen Handelns und ein aktualisiertes slavisches Wechselseitigkeitskonzept genommen wurde (115). Als ein Vorbild für die Perspektiven kleiner Nationen innerhalb und gegen imperiale Rahmungen dienten insbesondere die Balkankriege 1912/13.

Ein anderes zentrales Problem nationaler Politik bildete die Sprachenfrage (119), mit der Wahrnehmungsmuster und Mobilisierungsmechanismen verbunden waren, die sich als periodisch wiederkehrende Konfrontationssituationen darstellten. Die zentrale argumentative Unterstellung lautete auf deutschböhmischer Seite Tschechisierung, auf tschechischer Seite Separation (127). Damit verbunden war eine Dynamik lokaler Selbstseparierung (156) unter dem Schlagwort „Jeder zu den Seinen“ und ein Wahrnehmungsmuster, das von der Furcht vor „einen ‚Eindringen‘ bisher minoritärer Gruppen in ‚eigene‘ Positionen“ geprägt war (159). Dieser Antagonismus wird am Beispiel der Punktationen, der habsburgischen Volkszählungen, der Badenischen Sprachverordnungen – Katalysator der sprachnationalen Konflikte – und dem deutsch-mährischen Ausgleich, der deeskalierend wirkte, fundiert herausgearbeitet. Zu Recht wird darauf verwiesen, dass die jeweiligen ideologischen Muster zwar nicht der Realität entsprachen, die ungeachtet dynamischer Radikalisierung eben auch von Zweisprachigkeit, von Gleichgültigkeit gegenüber nationalen Anforderungen oder von opportunistischen Einstellungen geprägt war (156), sich aber dennoch wirkungsmächtig und somit realitätskonstituierend durchsetzten.

Nach 1914 erfolgte auf tschechischer Seite eine demonstrative Lösung von der staatsrechtlichen Einbindung in die Habsburgermonarchie, die Integration Nordungarns in das tschechische Territorialprogramm muss als ein Angriff auf den Dualismus verstanden werden (213). Mit Masaryk gelangte die Denkfigur der kleinen Nation in die Überlegungen zu einem geopolitisch verstandenen Nachkriegsprogramm, in dem eine Verknüpfung von tschechisch-nationalen Diskurselementen mit neoslavischen in der Tradition der slavischen Wechselseitigkeit zu erkennen ist (219). Zugleich handelte es sich dabei um ein visionäres Gegenkonzept zu deutschen Mitteleuropaplänen. Mit diesen Überlegungen war aber auch eine Emanzipation vom Territorialprogramm des böhmischen Staatsrechts angedeutet, statt von einer tschechischen Nation ging man vermehrt von einem tschechischen Volk mit einem slowakischen Zweig aus (225). Diese diskursive Wende zeigte sich ferner in Verweisen auf das Grenzland und die – per semantischer Verschiebung erfolgte – ‚Erfindung‘ der deutschen Minderheit (229). Damit war diskursiv eine Lösung aus dem österreichisch-ungarischen Referenzrahmen vorbereitet, eine naturrechtliche Konzeption mit zu-

nächst variierenden territorialen Vorstellungen setzte sich durch (230), die bereits im Vorfeld des Kriegsendes sowie auf den Friedensverhandlungen eine argumentative Delegitimierung Österreichs als „völlig künstlicher, antinationaler und antidemokratischer Staat“ (235) und eine „rasche Entflechtung bisheriger Nähebezüge“ erreichte (238), gestützt auch mit militärstrategischen und wirtschaftlichen Argumenten hinsichtlich des Territoriums, das als zweite Schweiz konzipiert werden sollte. Die europäische Nachkriegsordnung war durch Masaryks Neues Europa argumentativ entscheidend vorgeprägt worden.

Argumentative Muster oder Topoi des Staatsgründungsnarrativs wie Befreiung, Neubeginn, Umorientierung politischer Herrschaft von dynastischer auf volkssouveräne Legitimation sowie der Wegfall der imperialen Rahmung nebst internationaler Anerkennung machten den Bezug auf das böhmische Staatsrecht verzichtbar, auch wenn Kontinuitäten vorzufinden sind, z.B. die hohe Sensibilität für Perspektiven sprachlich-nationaler Minderheiten, aber auch antideutsche und antimagyarische Motive (287). Zwar findet man keine gesamt-slawische Dimension in der tschechischen Politik, aber auch die Konzeption einer Schweiz wird nur bedingt akzeptiert und sogar mit negativen Konnotationen (im Sinn einer Schweizerisierung der Republik) belegt (295). Die strikte Beibehaltung des Nationalstaats ggü. einem Nationalitätenstaat wird gar auf die Sprache übertragen: „Tschechoslowakisch“ fungierte als offizielle Sprache der Republik (298). Nur vereinzelt findet man Gegenpositionen wie von Jaroslav Kalb, der die Nation als kulturellen Begriff fasst (300) oder Emanuel Rádl. Masaryk versuchte zwar, Staatsraison und Minderheiten miteinander zu versöhnen, ohne dabei aber etablierte Positionen der Staatsgründungsdiskurse aufzugeben. Auf deutschböhmischer Seite wurden dagegen Autonomiekonzepte vom Personalprinzip (Ludwig Spiegel) über das Modell nationaler Kantone (Sozialdemokraten) bis zur Territorialautonomie (DNP) präferiert. Das zentrale tschechische Gegenargument stellte die These geschlossener Siedlungsgebiete in Zweifel, der, so Kamil Krofta, eine Konzeption ethnischer Vermischung der Grenzgebiete entgegengehalten wurde, gestützt mit bohemistischen Topoi: Toleranz, Vermittlerrolle, spezifisches Näheverhältnis, Herausbildung eines eigenen Gruppencharakters.

Wer ist denn berufener zum Vermittler zwischen dem Deutschtum und allen seinen östlichen slawischen Nachbarn, als eben die Deutschen in der Tschechoslowakei, die in täglicher Berührung mit der slawischen Nation leben und so eine wertvolle Gelegenheit haben, sich die Kenntnis der slawischen Sprache und Kultur zu erwerben und so das Tor zur ganzen slawischen Welt zu öffnen? Darin könnten unsere Deutschen ihre besondere Lebensaufgabe finden, ihre bedeutungsvolle Mission. [...] Dann werden sie nicht ein Keil sein, der zwischen uns und Deutschland steckt, sondern ein Band zwischen uns beiden. (310)

Drei Faktoren sprachen letztlich gegen eine integrative Aussöhnung im Sinne einer staatsrechtlichen Identifikation mit der Republik: die Abstrahierung der

Minderheitenproblematik, die reale verfassungsmäßige nationalstaatliche Ordnung, die Umorientierung der Gruppenidentität der Deutschböhmen auf das sudetendeutsche Konzept.

Der Raumdiskurs umfasste aber nicht nur das deutsch-tschechische Verhältnis, sondern wies auf weitere regionale Differenzen, vor allem ein ausgeprägtes West-Ost-Gefälle, wobei die Slowakei und die Karpatoukraine („unser Bosnien“), ausgehend vom Modernisierungsparadigma, folklorisiert und orientalisiert wurden. Dominant blieb die Ausbildung einer zentralistischen Politik mit antiregionalen Reflexen und einer paternalistischen Einstellung gegenüber der Slowakei, die analog Mähren im 19. Jahrhundert in das tschechische Staatsnarrativ zu integrieren sei. Dabei erfolgte eine bipolare Ausgestaltung des Tschechoslowakismus mit einer geopolitischen Perspektive (Sicherung eines freien Mitteleuropa) bzw. auch der Überwindung des Status einer kleinen Nation mit prognostizierten 15 Mio. slawischen Einwohnern (330). Der Slowakei wurde dabei der Status einer eigenen Nation aberkannt, das Gebiet mit dörflichem Charakter und politischer Unreife attribuiert – bei den Prager intellektuellen Eliten herrschte eher Desinteresse vor. Ein integrativer gesamtnationaler Diskurs in Bezug auf die Slowakei war so zum Scheitern verurteilt, statt dessen dominierten Vorstellungen einer Assimilation oder Verschmelzung, die Slowakei sei, so Ferdinand Peroutka innerhalb der Republik wie „Zucker in einem Glas Wasser“ aufzulösen (332). Der Diskurs um territoriale Neuordnung verlief somit zwischen Zentralisierung – Überführung der Länderidentitäten in den nationalstaatlichen Deutungsrahmen –, Grenzlanddiskurs und lokal-territorialen Eigendynamiken. Bei dieser diskursiv-territorialen Mobilisierung spielten die Grenzlandvereine eine wichtige Rolle, Vorwürfe nationaler Laschet, Uninformiertheit über die Situation in den Grenzgebieten und verdeckter Deutschenfreundlichkeit wurden immer wieder an die Politik gerichtet, Forderungen nach nationalsprachlicher Rückgewinnung der Grenzgebiete erhoben, insgesamt sei aber eine politische Marginalisierung der Vereine zu konstatieren (364). Eine Konjunktur und Radikalisierung der Vereinsaktivitäten erfolgte in den 30er Jahren, in denen Grenzland- und Grenzlerdiskurse zunehmend die Wahrnehmungsmuster und Handlungsdispositionen strukturierten. Mit dem Auftreten der Sudetendeutschen Partei und der Marginalisierung des Aktivismus folgt die Abkehr von staatsloyalen Positionen, Reaktionen wie von Wenzel Jaksch, der die Entwicklung eines übernationalen Staatsbegriffs propagierte (389), aber auch Angebote tschechischer Politiker, die zum Teil an den geographischen Bohemismus anknüpften, nach dem die Annäherung zwischen Tschechen und Deutschen eine Brückenfunktion zwischen West und Ost besitze und sich längst eine eigene Form von politischer Kultur in Böhmen herausgebildet habe (390f.), blieben ohne Chance, zumal sich parallel der Grenzlanddiskurs verstärkte: Die Grenzgebiete wurden als notwendige Voraussetzung für

die unabhängige Existenz des Staates aus geographischen und strategischen Gründen (398f.) und als Voraussetzung für ein politisches Gleichgewicht in Mitteleuropa verstanden. Das Münchener Abkommen, ein nationaldiskursives Ereignis, führte dann zur grundlegenden Delegitimierung auch der diskursiven Traditionen der 1. Republik (432).

Der tschechische politische Diskurs über das nationale Territorium entspricht in paradigmatischer Weise, dies kann der Vf. überzeugend herausarbeiten, den Kriterien eines imagined territory (435), bei dem sich eine Verschränkung mit der Nation als imagined community ergibt. Dabei zeigt sich eine erstaunliche Konstanz im Hinblick auf die Böhmisches Länder, obwohl diese weder deckungsgleich mit einem tatsächlich existierenden Staat oder einer ethnisch bestimmaren Siedlungsregion waren. Was allerdings weitgehend ausgeblendet bleibt, das ist die Position der jüdischen Bevölkerung bzw. auch weiterer Minderheiten, die sich dem übergeordneten territorialen Narrativ entzogen oder die bewusst Positionen jenseits der nationalen Narrative vertraten. Hier würden sich möglicherweise alternative Vorstellungen finden, die ebenfalls einer diskursiv-territorialen Betrachtung wert wären, die zumindest auch Teil des Diskurses um Nation und Territorium waren.

Steffen Höbne

Mirek NĚMEC: *Erziehung zum Staatsbürger? Deutsche Sekundarschulen in der Tschechoslowakei 1918-1938*. Essen (Klartext) 2010, 434 Seiten.

Im Jahre 1967 gab der Pädagoge Theo Keil „im Auftrage der Arbeitsgemeinschaft sudetendeutscher Erzieher“ ein voluminöses Werk heraus, eine Art „postumer“ Leistungsbilanz des deutschen Schulwesens in den böhmischen Ländern; allerdings unter dem Titel *Die Deutsche Schule in den Sudetenländern*. Mal sachlich nüchtern, mal sentimental-erinnernd und oftmals – in heutiger Perspektive – selbstgerecht, ‚landsmannschaftlich‘ verblendet und folglich in Diktion und Intention schwer erträglich ließen hier gut zwei Dutzend deutscher Lehrer und Lehrerausbilder ihr vor 1945 geleistetes Lebenswerk Revue passieren. Trotz der angesprochenen ideologischen und auch mancher methodischer Schwächen wegen darf das Buch bis heute als unverzichtbares Standardwerk gelten.

Erstaunlich aber ist der Befund, dass es in der Forschung zu den böhmischen Ländern und der sudetendeutschen Frage in nunmehr über drei Jahrzehnten weitgehend folgenlos geblieben ist. Das liegt sicherlich auch daran, dass Schul-, Unterrichts- und Lehrerausbildungsgeschichte(n) traditionell eher am Rande der historischen Forschung liegen und meist den Didaktik- und

Bildungshistorikern überlassen bleiben. Dies ist selbst in der jüngsten Vergangenheit noch der Fall, obwohl in der Sozial-, Mentalitäts-, Bürgertums- und Kulturgeschichte sowie der Erforschung nationaler Strömungen längst geklärt ist, wie wichtig Schulen, Lehrerbildungsanstalten und letztlich auch Universitäten für die Genese des Nationalismus und der kulturellen Identität nationaler Mehr- und Minderheiten gewesen sind und weiterhin bleiben.

So ist es denn keine Übertreibung, wenn Mirek Němec in seiner ausgezeichneten Studie behauptet, „bisher kaum erschlossenes Neuland“ (40) zu betreten. Wie er dies tut, ist in jeder Hinsicht beeindruckend und überzeugend. Dies gilt für die Dichte der Darstellung, die Präzision der Argumente und den subtilen Umgang mit den – nicht einfach zugänglichen, oft lückenhaften und höchst diversen – Quellen ebenso wie für die kundige Nutzung einer Fülle deutscher und tschechischer Sekundärliteratur. Dabei ist sich der Autor bestimmter Grenzen der Interpretation und Deutung seines Materials stets bewusst. Denn wie die meisten Schulgeschichten kann man im Nachhinein allenfalls die pädagogischen, schulpolitischen und ethnisch-nationalen *Intentionen, Programmatiken und Absichten* der Akteure rekonstruieren, nicht jedoch die tatsächliche Wirkung von schulpolitischen Steuerungsmaßnahmen, Didaktiken, Lehrplänen, Schulbüchern und Schulfeierlichkeiten im Alltag der Unterrichtsanstalten und vor allem im Bewusstsein der Lehrer und Schüler.

Allerdings kommt der Vf. dennoch recht weit beim Versuch, die Wirklichkeit deutscher Mittelschulen (humanistisches Gymnasium, Realgymnasium, Reformrealgymnasium, Gymnasium des Tetschner Typs, siebenjährige Realschulen, Mädchenlyzeen) im neu gegründeten tschechischen Nationalstaat und im Kontext des deutsch-tschechischen Gegensatzes (der manchmal jedoch auch ein Miteinander gewesen ist) zu erhellen.

Dies unternimmt er in der Kombination verschiedener Analyseebenen. Er rekonstruiert zuerst die Aktivitäten der „Schulverwaltung des deutschen Mittelschulwesens“ (47-88) und klärt dann die „Rechtlichen Grundlagen des tschechoslowakischen Schulwesens“ (89-130). Schon hier wird deutlich, dass sich die schulpolitischen Intentionen und Aktivitäten des jungen tschechischen Nationalstaates im Spannungsfeld von „Entösterreicherung“, „Tschechisierung“ und einer der deutschen Minderheit im Einzelfall durchaus entgegenkommenden modernen Schulverwaltungspolitik bewegen. Im folgenden (131-177) Kapitel „Das deutsche Schulwesen als Loyalitätsproblem“ (wohl eher als Ort eines solchen) wird bereits im Titel das wesentliche Problem der gesamten Studie angesprochen. Wie konnte es dem tschechischen Staat gelingen, in den Schulen der selbstbewussten deutschen Minderheit dem neuen Staate „Staatsbürger“ zu erziehen und wie lösten die beteiligten deutschen Pädagogen und Schulverwaltungsfachleute ihre dilemmatische Situation, ständig zwischen Beamtegehorsam, juristisch geforderter Staatsloyalität und tiefer emotionaler

Volksgruppenbindung zu vermitteln – und dies in je verschiedenen außen- wie innenpolitischen Großwetterlagen zwischen 1918 und 1938.

Schulen besitzen bekanntermaßen auch einen geheimen Lehrplan, dessen Konturen sich unter anderem an der Planung und Praxis von Schulfeierlichkeiten ablesen lassen. Auch auf dieses Feld begibt sich der Autor und rekonstruiert verschiedene Typen von Feierlichkeiten, die mal auf eigener schulischer Initiative (Feiern einer speziellen Schule, Goethefeiern etc.), mal auf der staatlicher Institutionen (Staatsfeiertage, Masaryk-Feiern, Beneš-Feiern) sowie der der „sudetendeutschen Volksgruppe“ (Sudetendeutsche Jubiläumstage) beruhten.

Sodann analysiert Němec diejenigen drei Unterrichtsfächer genauer, in deren Lehrplangestaltung, didaktischer Anlage sowie – sofern aus den Quellen überhaupt rekonstruierbar – pädagogischer Praxis und unterrichtlicher Wirklichkeit am meisten für die Beantwortung der Ausgangsfrage seiner Studie zu erwarten ist: den Tschechisch-Unterricht (221-265), den Geschichtsunterricht (267-313) und schließlich den Deutschunterricht (315-359). In allen drei Feldern kommen die Lehrpläne, die dem Unterricht zugrunde liegenden Lehrbücher (sowie geplante, jedoch nicht realisierte Lehrbücher), Aspekte der fachspezifischen Lehrerausbildung sowie einzelne prominente, das Fach und die Gegenstände prägende Pädagogen-Persönlichkeiten in den Blick. Die Fülle der Einzelbeobachtungen wird nicht zuletzt dadurch einsichtiger und argumentativ schlüssiger als der Autor seine Ergebnisse am Ende jedes Kapitels noch einmal als „Schlussbetrachtung“ bündelt – eine Hilfestellung für den Leser, die in sämtlichen anderen Abschnitten des Buches ebenfalls angeboten wird.

Die Fülle von Němec' Befunden und Einsichten ist hier nicht zu rekapitulieren. Was generell überzeugt (und en detail oftmals verblüfft) ist die Vielschichtigkeit der Befunde sowie die Tatsache, dass der Autor sich jeglicher Einseitigkeit der Interpretation und jeder Art von nachträglicher Schuldzuweisung in volkspädagogischer Absicht entschlägt.

Nüchtern konstatiert er, dass der tschechischen Schulpolitik unmittelbar nach der Staatsgründung jegliches Konzept fehlte, wie mit dem aus der k.u.k.-Monarchie übernommenen, hoch entwickelten deutschen Schulwesen umzugehen sei. Der erklärte Wille, die Deutschen in der ČSR mithilfe der staatlichen Schulpolitik zu integrieren und zu loyalen tschechoslowakischen Staatsbürgern zu machen zeitigte anfangs zu wenige tragfähige Integrationsangebote. Unbestreitbar aber stand die deutschböhmisches, später sudetendeutsch radikalisierte Grundeinstellung so manches deutschen Pädagogen (und vieler Eltern und Schüler) quer zur neuen Staatlichkeit und den Angeboten einer staatsbürgerlichen Identität, die die ethnische wenn nicht ersetzen, doch wenigstens überlagern sollte.

Um 1930 setzt sich in der tschechischen Politik ein nationaler Egoismus durch, der sich auf fatale Weise gemein macht mit dem ebenfalls radikalisierten deutschen (oft völkischen) Sonderbewusstsein gerade der deutschen Intelligenz. Anders als in den 1920er Jahren, gar in der kurzen Phase des Aktivismus wird Schule nun zum Kampfplatz nationaler und ethnischer Eigeninteressen – und dies vor dem Hintergrund der ideologischen Radikalisierung der sudetendeutschen Opinion-Leader und maßgeblichen Volkstumsaktivisten. Abgesehen von denen sich im Laufe von eineinhalb Jahrzehnten wandelnden tschechischen schulpolitischen Imperativen und Eingriffen waren und blieben die deutschen Mittelschulen Prägeorte deutschen Sonderbewusstseins und zahlreicher Eigenwie Fremdstereotype, die im Schulalltag, nicht zuletzt aber auch im außerschulischen Vereinswesen (in dem überproportional gerade deutsche Pädagogen engagiert waren) eine ideologisch-politische Brisanz entfalten konnten, die einem gelassen-toleranten Verständnis zwischen Deutschen und Tschechen im Wege standen. Dies umso mehr, als die staatliche Schulpolitik der deutschen Volksgruppe so manche Nische eben nicht verbaute.

Němec konstatiert ein mangelndes Einfühlungsvermögen nicht weniger tschechischer Beamter für die Belange und Befindlichkeiten der deutschen Mitbürger, ohne diese von ihren volkstumpspolitischen Verblendungen oder gar Ansätzen offener Obstruktionspolitik frei zu sprechen. Die deutschen Mittelschulen jedenfalls – so die nüchtern-ernüchternde Bilanz – hatten anderen Sozialisationsinstanzen der deutschen Minderheit (Vereine, sudetendeutsche Jugendbewegung, Turnerschaft) wenig entgegenzusetzen und konnten das Auseinanderbrechen der deutsch-tschechischen Konfliktgemeinschaft nicht verhindern.

Es ist ein Verdienst des mikroskopischen Blicks auf die Quellenbestände, dass Němec zahlreiche Beispiele zutage fördern kann, die den eben skizzierten Generallinien der staatlichen, schulpolitischen und ideologischen Entwicklung in der ČSR gerade nicht entsprechen. Diese Ausnahmen – seien es einzelne Verwaltungsrichtlinien, Unterrichtsmaterialien, vor allem aber engagierte Beamte der Schulverwaltungen und Lehrerpersönlichkeiten – machen die Lektüre noch interessanter und verweisen darauf, wie manche Geschichten hätten anders verlaufen können.

Wer nun aber meint, das Thema der Studie sei ausgereizt, irrt. Mirek Němec hat zwar eine beeindruckende Fülle neuer Erkenntnisse zutage gefördert, doch recht eigentlich erst ein Fenster aufgestoßen für weitere Forschungen. So könnte man die Geschichte deutscher Schulen noch enger an die der tschechischen Anstalten anschließen als das hier zu leisten war. Und auch die personellen, institutionellen und ideologischen Beziehungen zwischen schulischer und außerschulischer Bildung in den Sudetenländern zwischen 1918 und 1938 sind weitgehend noch zu erhellen. Němecs und Keils eingangs erwähntes Werk so-

wie eine Fülle kleinere, bei beiden zitierten und genutzten Beiträge, könnten zudem die Ausgangsbasis dafür bieten, die Frage zu klären, welche Rolle sude-tendeutsche Erzieher nach 1945 in der Schulpolitik und Schulwirklichkeit der jungen Bundesrepublik – und in anderen Wirkungskontexten auch der DDR – gespielt haben. Die Mentalitätsgeschichte der ersten tschechischen Demokratie sowie die Kultur- und Politikgeschichte der deutsch-tschechischen Konflikte in der Zwischenkriegszeit jedenfalls haben durch diese Studie Entscheidendes gewonnen.

Justus H. Ulbricht

Vladimír SPÁČIL, Libuše SPÁČILOVÁ: *Míšeňská právní kniha. Historický kontext, jazykový rozbor, edice. Das Meißner Rechtsbuch. Historischer Kontext, linguistische Analyse, Edition.* Olomouc (Nakladatelství Olomouc) 2010, 835 Seiten.

Das Buch enthält eine aufwändige historisch-kritische Edition des Meißner Rechtsbuchs auf der Grundlage von ‚Olmützer‘ Handschriften. Vorausgeht eine historische Einführung (samt Handschriften-Beschreibung) in tschechischer Sprache (S. 15-348), die durch ein deutschsprachiges Resümee ergänzt wird (S. 249-348). Die besondere Aufmerksamkeit der historischen Rechts-sprachen-Forschung gilt der „Linguistischen Untersuchung der ‚Olmützer‘ Handschriften des Meißner Rechtsbuchs“ in tschechischer Sprache, für die deutschsprachige Forschung sehr gut erschlossen durch ein weiteres Resümee (S. 463-481). Die Edition des frühneuhochdeutschen Textes selbst steht auf den Seiten 489-782. Abgeschlossen wird das ganze Werk durch ein frühneuhochdeutscht-schechisches Namen- und Sachregister.

Trotz seiner außerordentlichen Bedeutung als Quelle des Rechts für die böhmischen Länder bzw. (Nord)Mähren wurde das Meißner Rechtsbuch in Tschechien bis heute in keiner entsprechenden Edition herausgebracht. Somit füllt das hier vorgestellte Buch eine Lücke und bildet zugleich eine solide Basis für weitere Forschungen, zumal auch tiefere rechtsgeschichtliche Untersuchungen dieser Quelle bis dato ein Desiderat geblieben sind. Laut Autor und Autorin ist das vorliegende Buch vor allem für Archivare, Historiker und Rechtshistoriker, also für Nicht-Philologen, bestimmt; dieser Tatsache entsprechen die Art der Transkription und andere Editionsregeln. Daran orientiert sich auch die linguistische Analyse, vor allem die des lexikalischen Teils.

Die Zusammenarbeit einer Sprachwissenschaftlerin und eines Historikers und Archivars bestimmt den Aufbau des vorliegenden Buches. Im ersten Teil (von Vladimír Spáčil verfasst) wird die Entstehung des Meißner Rechtsbuches in den historischen Kontext eingeordnet und das Rechtsbuch aus his-

torischer Sicht, aber auch im Hinblick auf seine Zusammensetzung, Quellen usw. beschrieben; ebenfalls wird auf die bisherigen Editionen eingegangen. Im zweiten Teil (von Libuse Spáčilová verfasst) wird das Rechtsbuch linguistisch analysiert.

Der erste Teil ist in 18 Kapitel gegliedert und mit einem deutschen Resümee abgeschlossen. Nachdem die rechtliche Situation in den deutschen Ländern vor der Entstehung des Sachsenspiegels wie auch der Sachsenspiegel selbst beschrieben worden sind, widmet sich der Autor kurz anderen Manuskripten von deutschen Rechtsbüchern, um dann das Magdeburger Recht (neben dem Sachsenspiegel die wohl bedeutendste deutsche Rechtsquelle, v.a. als Stadtrecht) zu behandeln. Auf die Behandlung der Problematik der Städte und des Einflusses des Magdeburger Rechts auf die Städte im Osten folgt das Kapitel 10, welches die Stellung des Magdeburger Rechts in Böhmen und Mähren darstellt. Als Hochburg des Magdeburger Rechts gilt Olomouc/Olmütz (die Rechte wurden der Stadt aus Wroclaw/Breslau im Jahre 1352 erteilt), zu der Zeit auch die Hauptstadt Mährens, so dass dieser Stadt, ihrer Entwicklung und dem Vergleich mit anderen Städten wie Brno/Brünn oder Jihlava/Iglau, die – u.a. als Träger eigener Rechte – für die rechtliche Entwicklung Mährens bis Mitte des 14. Jh. eine führende Rolle gespielt haben, ein Kapitel (11) gewidmet wird.

Diese sorgfältig recherchierten, logisch aufgebauten und zweifellos relevanten, aber im Prinzip doch nur einführenden Teile fallen mit 130 Seiten etwas zu lang aus, zumal einige Themen wie die sog. Ost-Kolonisation, Entstehung, Entwicklung und Verwaltung der Städte im Osten (Schlesien, Polen, Ungarn, Slowakei usw.) nicht unmittelbar mit den Zielen der Publikation bzw. mit der Edition im Zusammenhang stehen. Andererseits finden darin die Leser eine kompakte Übersicht dieser Problematik an einem Ort.

Die Kapitel 12 bis 17 behandeln das Meißner Rechtsbuch selbst, von der Entstehungszeit (wahrscheinlich in der Zeit von 1357-1387), den Quellen oder der Frage nach den Autoren über die Klassifikationen und bisherigen Editionen dieses Buches bis zu den Handschriften des Meißner Rechtsbuches mit Bindungen an Olomouc. Sie werden als Handschrift V, O1, O2 und B genannt und wurden zwischen ca. 1390 und 1420 angefertigt. Abgeschlossen wird dieser Teil mit der Begründung der Wahl der undatierten, von einem unbekanntem Schreiber zwischen den Jahren 1403-1411 abgeschriebenen Handschrift B (Mährisches Landesarchiv in Brno, G10, Handschriftensammlung, Sign. 259) für die Edition wie auch den Editionsgrundsätzen. Hervorgehoben werden muss und von der Sorgfalt der Editoren zeugt der Umstand, dass in den Fußnoten der Edition die „wesentlichsten (sachlichen oder inhaltlichen) Unterschiede“ zwischen dem Text der Handschrift B und den Texten der weiteren drei Manuskripten verzeichnet werden.

Der zweite Teil besteht aus acht Kapiteln zuzüglich eines deutschen Resümees. Die sprachwissenschaftliche Analyse setzt sich einerseits zum Ziel, „ein Bild des Idiolekts des wahrscheinlichen Schreibers zu skizzieren“, andererseits die Zusammenhänge unter den vier „Olmützer“ Exemplaren festzustellen. Im Hinblick darauf, dass das Meißner Rechtsbuch als ein wichtiges Rechtsdokument spezifische Lexik enthält, wird große Aufmerksamkeit der Analyse des Fachwortschatzes und der Phraseologie gewidmet (Kap. 7, S. 420 ff.). Letzteres geschieht um einerseits die Entwicklung der deutschen Rechtssprache zu dokumentieren und um andererseits das Verständnis des vorliegenden Textes zu erleichtern – gerade weil man behaupten kann, dass „das Meißner Rechtsbuch als Rechtsdokument in einer Sprache verfasst wurde, deren typisches Merkmal aus der rhetorisch-stilistischen Sicht gerade die Verwendung von Phraseologismen ist“ (S. 461). Trotz der teilweisen Anlehnung der Autorin an das mittlerweile etwas überholte Phrasem-Verständnis mit Eigenschaften wie „übertragene Bedeutung“ bzw. obligatorisch vorhandene „Idiomatizität“ oder der etwas unkritischen Verwendung der in der Fachliteratur umstrittenen Begriffe wie Kollokation wird den Lesern eine sorgfältige sprachwissenschaftliche Analyse der unterschiedlichen Phrasengruppen geboten. Auch Phraseme mit nichtrechtlichem Charakter wurden zu Recht nicht ausgeklammert.

Im dritten Hauptteil findet sich die Edition des Rechtsbuchs, das in Bücher, Kapitel und Distinktionen gegliedert ist. Abgeschlossen wird die Publikation mit einem Namensregister und einem Sachregister.

Als besonders positiv hervorheben wollen wir, dass sowohl deutschsprachige als auch tschechischsprachige Benutzer mit diesem Buch arbeiten können. Dem Text des Rechtsbuchs selbst, der natürlich auf Deutsch verfasst ist, geht eine Art Inhaltsverzeichnis voraus, in dem der frühneuhochdeutsche Wortlaut der Kapitel und der Inzipit aus der Handschrift B übernommen, von den Verfassern aber ins Tschechische übersetzt worden ist. Wie bereits vermerkt, wird den beiden anderen Hauptteilen, deren einzelne Kapitel auf Tschechisch verfasst sind, jeweils ein deutsches Resümee angeschlossen. In dieser Hinsicht ist es schade, dass das kurze Vorwort, wo die Hintergründe zur Entstehung der vorliegenden Arbeit und vor allem ihre Ziele skizziert sind, nichts zweisprachig vorgelegt wird, sondern nur tschechisch geschrieben ist. Auch ein zweisprachiges Inhaltsverzeichnis wäre von großem Vorteil.

„Wenn man von der Oberfläche der Rechtserkenntnis in die Tiefe durchdringen soll, ist die Zusammenarbeit einiger Disziplinen vonnöten. [...]“ (František Hoffmann, S. 12). Vladimír Spáčil und Libuše Spáčilová haben, aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen kommend, ganz im Sinne des Zitats von Hoffmann hervorragende Arbeit geleistet, indem sie den Text einer wichtigen Rechtsquelle hervorragend ediert, in weite historische Zusammenhänge gestellt und einer ersten linguistischen Auswertung zugeführt haben.

Ihnen gebührt für ihr gemeinsames Opus magnum der Dank tschechischer und deutscher Historiker und Sprachwissenschaftler, die für weiterführende Forschungen nunmehr über eine solide Basis verfügen.

*Albrecht Greule, Kateřina Šichová*

Naděžda MORÁVKOVÁ (Hg): *Memo. Časopis pro orální historii/ oral history journal*, 1. Plzeň (Západočeská univerzita v Plzni; Středisko orální historie SOHI) 2011. <<http://sohizcu.webnode.cz>>, 111 Seiten.

Oral history hat sich zu einem neuen Trend innerhalb der tschechischen Historiographie entwickelt, vor allem nach deren XIV. Internationaler Konferenz vom 7. bis 11. Juli 2010 in Prag. Es dauerte nicht lange, bis die Anregungen auch von den regionalen Universitäten des Landes aufgenommen wurden. In Pilsen existiert seit Beginn des Jahres unter der Herausgeberschaft von Naděžda Morávková die Halbjahreszeitschrift *Memo* sowohl im Druck als auch im Internet. Die Broschüre im Din-A-5 Format kommt mit sehr kleinem Druck auf 111 Seiten. *Memo* wird von der Westböhmisches Universität Pilsen und dem Zentrum für Oralgeschichte SOHI getragen.

Wie alle Neuerscheinungen wird diese Zeitschrift Veränderungen erfahren, ein Grundzug hat sich aber schon herauskristallisiert. Deutlich ist das Bemühen, Anschluss an die internationale wissenschaftliche Sphäre zu finden, indem die einzelnen Aufsätze zumindest von einem tschechischen und englischen Abstract eingeleitet und einem entsprechenden Resümee abgeschlossen werden, eine einzige Zusammenfassung würde hier vollkommen genügen. Einige Abhandlungen sind vollständig in beiden Sprachen ausgearbeitet. Mit Barbara Truesdell (Indiana University, USA) und Sean Field (Universität Kapstadt, Südafrika) haben sich zwei ausländische Wissenschaftler aus dem englischsprachigen Raum beteiligt. Ihre Beiträge wurden vollständig von Nikola Kleinová bzw. der Herausgeberin Morávková übersetzt.

Über weite Strecken erscheint die erste Ausgabe von *Memo* als praktische Anleitung für ‚oral history‘. Die Herausgeberin beginnt und beschließt den ersten Abschnitt, der sich mit der Theorie und Methodologie befasst; die Interviewtechnik beleuchtet Barbara Truesdell, während Field ein gestiegenes Ansehen dieses Zweiges der Geschichtsforschung konstatiert. Zwei praktische Anwendungsbeispiele folgen. Eva Hanzliková hat Reiseerfahrungen im Sozialismus aus Erzählungen ihrer Mutter teils zu einem Text verarbeitet, teilweise wörtlich zitiert; Morávková bringt in unmittelbarem Abdruck ein Interview mit Koloman Gajan. Es schließen sich zwei Aufsätze von Lucie Běhmová an, die sich mit der Integration oraler Geschichtsforschung in die praktische Schul-

arbeit befassen. Zwei weitere Aufsätze beenden den inhaltlichen Teil. Thema von Milada Krausová ist die Überlieferung als Geschichtsquelle anhand der Rezeptionsentwicklung einer historischen Gestalt; Helena Východská befasst sich mit lokalen Namensgebungen und den damit verknüpften Erinnerungen. Abschließend folgen Personalmeldungen, Rezensionen und eine Chronik.

Dass die erste Nummer einer Zeitschrift zu einem im Lande relativ neuem Zweig der Geschichtsforschung deutlich theorielastig ist und der Methodologie breiten Raum gibt, erscheint fast zwangsläufig. Unverständlich ist allerdings die Reihenfolge der Texte, die den ersten Abschnitt mit Interviews bzw. deren Zusammenfassung zwischen die allgemeine Theorie und die Anleitungen für die schulische Anwendung schiebt, Zusammengehöriges damit auseinanderreißt.

Die Frage stellt sich nach dem Verständnis von oral history, wie es sich in *Memo* darbietet. Tatsächlich existiert keine exakte Definition dieses Forschungsziels, die allgemein anerkannt wäre. Das Segment lässt sich eher ex negativo eingrenzen, also mit der Frage nach den Grenzen dessen, was als orale Geschichte bezeichnet werden kann, sowohl in Hinblick auf die praktische Anwendung als auch die theoretische Abhandlung. Sean Field geht hier mit seinem Beitrag bzgl. der Praxis sehr weit, letztlich über die Grenzen der Historiographie hinaus, auch wenn man berücksichtigt, dass er seine Theorie aus einem Land heraus entwickelt, das mit Hilfe praktischer Gesprächsaufarbeitung versucht, Verletzungen und Untaten der Vergangenheit aufzuarbeiten. Sein Ansatz ist, auch persönliche Bindungen zum Befragten aufzubauen, womit er einer Forderung von Naděžda Morávková in ihrem Aufsatz *Orální historie a biografie v dějinách dějepisectví dvacátého století* / *Oral History and the Biographies of the History of Historiography in the twentieth Century* (32-44) widerspricht, die gerade einem Verlust an Distanz vorbeugen möchte. Seinen Wunsch ist, oral history zum Motor sozialer, politischer etc. Veränderungen zu machen, vor allem in Ländern mit autoritärer Vergangenheit. Persönliche Erfahrungen sowie sozial- und mentalitätsgeschichtliche Prozesse, deren oft widerstreitende Begründungen er durchaus wahrnimmt, sollen über den Bericht hinaus, Grundlagen einer Auseinandersetzung werden. Das ist sinnvoll und ehrenwert, gerade im oben erwähnten Kontext, aber es hat mit Geschichte nicht mehr viel zu tun, sondern mehr mit praktischer Sozialpsychologie und deren Einmündung in politische Aktivität. Gerade an diesem Beispiel lassen sich die Probleme der mündlichen Geschichtsforschung beobachten.

Prinzipiell stützt sich jede Art, Geschichte zu betreiben, auf mündliche, schriftliche oder dingliche Aussageformen. Der Historiker hat jede einzelne dieser Aussagen auch als Singularität zu bewerten, die unter einem bestimmten Blickwinkel, aus bestimmtem Interesse heraus getroffen wurde, die also nur ein Segment eines Tatbestandes darstellt. Das impliziert auch Äußerungen aus einer kohärenten Gruppe von Personen mit gleichem Hintergrund. Damit lässt

sich auf zweierlei Weise umgehen: Einmal indem man für die Resultate einzelner Interviews keine exemplarische Bedeutung reklamiert, oder, indem man sie mit anderen Aussagen konfrontiert, seien sie mündlicher oder schriftlicher Natur.

In der Zeitschrift *Memo* finden sich vier praktische Beispiele, die das Spektrum oraler Geschichtsforschung aufzeigen sollen. Die ersten beiden beziehen sich auf die jüngste bzw. jüngere Geschichte, einmal über die Reisemöglichkeiten in den Zeiten des Sozialismus, dann ein Interview mit Koloman Gajan, das die Zeitspanne von der Ersten Republik bis zur Gegenwart umfasst. Beiden liegt der ausgesprochene Wunsch zugrunde, die jüngere Generation mit den Lebensumständen ihrer Eltern bzw. Großeltern vertraut zu machen – also ein klassischer Impetus von Oralgeschichte. Während Hanzlová die Reiseerfahrungen ihrer Eltern anhand betrieblicher und behördlicher Einschränkungen und Repressionen darlegt, dabei ihre Mutter mit einem nicht von Fragen unterbrochenen Text zu Wort kommen lässt, hat Moravková mit Gajan einen trotz seines hohen Alters absolut professionellen Gesprächspartner, der in äußerst konzentrierter Form seine Erinnerungen darlegt. Es ist ein hochinteressantes Interview; fraglich ist, ob es noch oral history darstellt, die prinzipiell Zeitzeugen zu Wort kommen lassen soll, welche nicht in der Lage sind, ihre Erinnerungen unter dem Gesichtspunkt des Historikers zu reflektieren. Generell hat die Herausgeberin das Konzept mündlicher Geschichtsforschung sehr gedehnt. Der Aufsatz von Hanzliková ist durch die Beschränkung auf den engeren Familienkreis zu wenig aussagekräftig, berücksichtigt man den Anspruch, Reisen im Sozialismus darzulegen. Die teils mündliche, teils schriftliche Überlieferung des Lebens des historisch nachweisbaren Burgherrn Půta aus dem 15. Jahrhundert ermöglicht es Milada Krausová, nachzuzeichnen, wie sich die Tradition von der Person selbst gelöst hat, und wie sie in modernen Zeiten mit Hilfe neuer Medien eine weitere Dimension erfahren hat und noch erfährt. Das ist ein ebenso interessantes wie aussagekräftiges Stück von Volks- und Mentalitätsgeschichte, es fehlt aber zwangsläufig die Interviewsituation, die notwendiger Bestandteil von oral history ist, wenn man den theoretischen Artikeln glauben darf. Helena Východská hat mit der Forschung nach alten Namen in einem kleinen südwestböhmisches Dorf mit Hilfe von mündlichen Aussagen und schriftlichen Quellen orale und ‚herkömmliche‘ Geschichtsforschung verknüpft, was auch die praktikabelste Anwendungsform der oral history sein dürfte, weil sie ermöglicht, Aussagen von beiden Seiten her zu verifizieren.

Die Frage, wie sich Theorie und Praxis in der oralen Geschichtsforschung weiter verbinden lassen, dürfte sicherlich weitere Nummern der Zeitschrift füllen. Hauptrisiko ist hier sicherlich, in etwas zu verfallen, was Georg Diez in einem Artikel über Hans Fallada als „Authentizitätsverzückung“ bezeichnet (SPIEGEL 18.4.2011: 145), eine Bekräftigung des „ja so war es!“, nämlich der

Verzicht, Aussagen in ihrer Substanz zu hinterfragen, wobei die meisten Zeitzeugen dazu neigen, ihr Erinnerungen als unumstößliches Faktum zu sehen und nicht als Teilansicht eines großen Ganzen. Im theoretischen Teil von *Memo* sind eine Reihe von mehr oder minder praktikablen Methoden der oral history aufgeführt; man darf gespannt sein auf die kommenden Anwendungsbeispiele. Letztlich wird man sich entscheiden müssen, was man haben will: Den Versuch, Zeitzeugnisse und ihre Sicht der Dinge aufzuzeichnen und in einen größeren Rahmen zu stellen, oder Verzicht auf die Distanz des Historikers zu üben und damit dessen Rolle aufzugeben. Der Spielraum zwischen diesen beiden Polen ist erheblich. Diese Ausgabe von *Memo* ist ein Versuch, sich selbst mit den unbestreitbaren Problemen von Oralgeschichte auseinanderzusetzen, das Ergebnis ist noch offen.

*Gisela Kaben*